

SAGW-Bulletin

1 | 2021

ASSU Academia svizra da ciencias humanas e sociais
SAHS Swiss Academy of Humanities and Social Sciences

SAGW Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
ASSH Académie suisse des sciences humaines et sociales
ASSU Accademia svizzera di scienze umane e sociali

DENK MENT MAAL NOW

Eine Gründung in schwieriger Zeit. Die SAGW entsteht, **S. 8**
Warum Pro-Contra-Debatten über Denkmäler oft irreführend sind, **S. 8**
Un problème très ancien. Le traitement des statues dans l'Antiquité, **p. 40**



Generalsekretariat der SAGW

Generalsekretär
Dr. Markus Zürcher

Stv. Generalsekretär
Dr. Beat Immenhauser

Leiter Personal und Finanzen
Tom Hertig

Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen
Lea Berger, MA Social Sciences
Noemi Daugaard, MA of Arts
Fabienne Jan, lic. ès lettres
Elodie Lopez, MA of Arts

Kommunikation
Christina Lydia Graf, MA of Arts
Dr. Heinz Nauer

Personal/Finanzen
Eva Bühler
Christine Kohler

Administration
Alexandra Lejeune
Gilles Nikles
Marie Steck

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften

Haus der Akademien
Laupenstrasse 7
Postfach
3001 Bern

E-Mail: sagw@sagw.ch
E-Mail an die Mitarbeiter/-innen:
vorname.nachname@sagw.ch

**Denkmal:
Kurze Beiträge zu einer
langen Debatte**

*Monument :
brèves contributions à
un long débat*



'We are the Lion', film by Julia Trachsel in collaboration with the Labor Collective shown at Kunsthalle Luzern.



Um den Film anzusehen, gehen Sie auf
<https://juliatrachsel.cargo.site/WE-ARE-THE-LION>

Editorial

Kurze Beiträge zu einer langen Debatte im Jubiläumsjahr

Am 25. November 1946 gründete zehn wissenschaftliche Gesellschaften, vertreten durch eine recht illustre Schar von Professoren, im Kongresshaus in Zürich die «Schweizerische Geisteswissenschaftliche Gesellschaft». In den folgenden 75 Jahren entwickelte sich daraus die SAGW von heute.

Für das Jubiläumsjahr 2021 hat die SAGW ein Bündel von Aktionen geschnürt: So stellt die Historikerin Monika Gisler die Geschichte der Akademie erstmals ausführlich und in ihrem institutionellen und gesellschaftlichen Umfeld dar, in einem Buch, das im Herbst bei Schwabe erscheinen wird. Einen Vorab-Einblick in ihre Recherchen und in die Gründungszeit der SAGW gibt die Autorin in dieser Ausgabe des Bulletins (S. 8). Das öffentliche Jubiläumsfest auf dem Waisenhausplatz in Bern wurde hingegen auf 2022 verschoben (die Gläser klingen im digitalen Raum beim Anstossen einfach weniger schön).

Bereits lanciert hat die SAGW die Aktion «Mal Denken!», welche die Debatten über Denkmäler im öffentlichen Raum in der Schweiz aufnimmt (S. 73). Das Dossier «Denkmal | Monument» in diesem Heft ist Teil der Aktion.

Geköpfte Statuen und Denkmäler mit Weitsicht

«Hol den Vorschlaghammer / Sie haben uns ein Denkmal gebaut / Und jeder Vollidiot weiss / Dass das die Liebe versaut», textete die deutsche Band *Wir sind Helden* 2003. Im Zuge des Frauenstreiks 2019 und der weltweiten Black-Lives-Matter-Bewegung 2020 bahnten sich viele verwitterte Kämpen den Weg zurück in die öffentliche Wahrnehmung und stellen tatsächlich Beziehungen in Frage: zwischen Nationen und ihren Helden, Städten und ihren Gründervätern, Institutionen und ihren Aushängeschildern.

Statuen wurden zwar schon lange vorher hartnäckig kritisiert und mitunter demoliert, in aller Regel jedoch ohne grössere mediale Aufmerksamkeit. Eine Forschergruppe der

Universität von Otago in Wellington hat die Attacken auf Statuen quantifiziert und stellte fest, dass sie in Neuseeland schon seit 1990 zugenommen haben. Allein die Statue von König George V. in Matakana wurde seit 1920 fünfmal geköpft.

Nicht alle Denkmäler sind indes umstritten. Es gibt auch solche, die ein gemächliches Dasein führen, etwa die Christ-König-Statue hoch über Sion, die über angenehme Weitsicht verfügt und ein beliebtes Ziel für Ausflügler und Bergläufer ist, und solche, die gar nie erstellt werden, wie etwa jenes für den 2019 verstorbenen Fussballtrainer Köbi Kuhn, das seine Witwe auf der Fritschiwiese in Zürich Wiedikon errichten lassen wollte (die Stadt bewilligte dann eine Gedenktafel).

Kommentierung mit Zwischentönen

Das Dossier in diesem Heft steht im Zeichen eines weiten Blicks auf die Frage, was wir mit Denkmälern wollen und sie mit uns. Es versteht sich als Beitrag zu einer Debatte, die geprägt vom Entweder-Oder-Modus Zwischentöne und ambivalente Facetten oft missen lässt. So etwa die «heikle Nachbarschaft» (Jörg Scheller) puncto Methoden von Aktivistinnen und Aktivisten zu Bilderstürmern in früheren Zeiten und anderen Regionen der Welt (vgl. Baumer und Novák/Fakhro in diesem Heft).

«Nicht die Zerstörung des materiellen Erbes, sondern seine Kommentierung von Ort zu Ort ist die eindringlichere Entgegnung im Umgang mit ungeliebten Denkmälern», schrieb der Historiker Helmut Walser Smith neulich im Magazin *Geschichte der Gegenwart*. Diesem Gedanken ist die Aktion «Denk-Mal!» im Jubiläumsjahr verpflichtet. Und im weiteren Sinne auch die SAGW, die sich nach 75 Jahren neben ihren Aufgaben der Vernetzung, Vermittlung und Förderung weiterhin der kritischen Kommentierung verschreibt.

Heinz Nauer,
Redaktor



5 Editorial

Spotlight

8 Eine Gründung in schwieriger Zeit
Die SAGW entsteht

Monika Gisler

12 Ding hat Geist

Alain Perusset

14 Gesellschaftlicher Fortschritt
muss erstritten werden

Markus Zürcher

17 Le numérique doit réduire son
empreinte environnementale

Solange Ghernaouti

20 Carte blanche

Sandro Cattacin

Dossier

DENKMAL MONUMENT

22 Vorschau

Heinz Nauer

23 Ironie der Geschichte.
Weshalb Pro-Contra-Debatten über
Denkmäler oft irreführend sind

Jörg Scheller

28 Frauen und Denkmäler
Allegorien, feministische Subjekte
und historische Kollektive

Lina Gafner

33 Bildessay

Daniela Dill

40 Un problème très ancien
Le traitement des statues impopulaires
dans l'Antiquité tardive

Lorenz Baumer

44 Das Denkmal der Zerstörung
Von Sargon von Assyrien bis zum
«Islamischen Staat»

Mirko Novák, Mohamad Fakhro

50 Sperrige Relikte unter Denkmalschutz
Umdeutung und Aneignung von
Panzersperren

Simon Graf, Florian Wegelin

56 Pleds en retschertga

Silvana Derungs

58 Was einen Standort hat, hat einen Wert.
Physische Denkmäler und digitaler Raum

Larissa Hugentobler

Netzwerk Réseau

64 Personalia

69 Publications et projets

74 Das letzte Wort

Justus Rathmann



Prozession gegen Drogenprohibition am
31. Oktober 1992 auf dem Platzspitz in Zürich.
Mittendrin: das Denkmal «der Fixer».

SPOTLIGHT

Spotlight

Eine Gründung in schwieriger Zeit

Die Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften entsteht

Monika Gisler

Schon in ihrer Gründungsphase diagnostizierte die Akademie ein geringes Ansehen der Geisteswissenschaften in Gesellschaft und Politik – und suchte die Einmischung. Mit ihrer Konstituierung zur nationalen Dachgesellschaft konnten sie fortan ihre gemeinsamen Interessen gegenüber dem Primat einer volkswirtschaftlichen Bedeutung von Bildung und Forschung wahrnehmen.

Am 24. November 1946 fand sich eine illustre Gesellschaft im Kongresshaus der Stadt Zürich ein. Bei den Anwesenden handelte es sich durchwegs um profilierte Vertreter ihres Standes, die meisten von ihnen Professoren, alles Herren. Es war der offizielle Gründungsakt der «Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft», heute Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften. Begrüsst und durch die Versammlung geführt wurden sie von einem Vertreter der Nationalen Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten, die, gemeinsam mit der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft Schweiz, eine entscheidende Rolle beim Zustandekommen dieses Treffens spielte.



Der Historiker Zürcher Geschichtsprofessor Hans Nabholz (1874–1961) war eine wichtige Figur der Gründungszeit (Aufnahme aus dem Jahr 1914).

SCHWEIZERISCHE GEISTESWISSENSCHAFTLICHE GESELLSCHAFT

Protokoll III

der Gründungssitzung vom 24. November 1946
im Kongresshaus in Zürich.

<u>Gesellschaft</u>	<u>vertreten durch:</u>	
Akad. Gesellschaft schweiz. Germanisten	Prof. E. Hotzen- köcherle	Goldauerstr. 29 Zürich
Allg. Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz	Prof. P.E. Martin Prof. H. Nabholz	Genève Zollikon
Altphilologen-Vereinigung	Prof. O. Gigon	7, ch. St.-Marc Fribourg
Anglisten-Vereinigung	Prof. H. Straumann	Mühlebachstr. 32 Zürich
Gesellschaft für schwei- zerische Kunstgeschichte	Prof. H. Hahnloser	Kollerweg 9 Bern
Romanisten-Vereinigung	Prof. K. Jaberg Prof. R. Bezzola	Humboldtstr. 27 Bern Berghaldenstr. 34 Zürich
Schweiz. Gesellschaft für Urgeschichte	K. Keller-Tarnuzzer Prof. E. Bosset	Frauenfeld Payerne
Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde	Prof. R. Weiss Dr. E. Baumann	Ob. Wiltisg. 35 Küsnacht/Zch. Augustinerg. 19 Basel
Nationale Vereinigung Schweiz. Hochschuldozenten	Rektor G. Blum Dr. Ed. Fueter	Fribourg Zürich

Verzögerter Anfang

Die Verhandlungen selbst gingen zügig vonstatten. Man legte die Gründungsmitglieder fest, einigte sich über Statuten und Namen und wählte einen provisorischen Vorstand. Die schnelle Abwicklung war kein Zufall: Die Vorbereitungen für dieses wichtige Treffen hatten bereits Jahre zuvor begonnen. Kurz vor Kriegsbeginn, im Frühling 1939, machte sich der damalige Präsident der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft, Hans Nabholz, daran, eine Gesellschaft im Dienst der Geisteswissenschaften in die Wege zu leiten.

Kurz zuvor war die «Union Académique Internationale» (UAI), eine internationale Gesellschaft von Akademien der Geistes- und Kulturwissenschaften, mit einem Vorschlag an ihn herangetreten: Die Geisteswissenschaften der Schweiz sollten sich ihr anschliessen. Dafür hätten sich diese jedoch national organisieren müssen. Nabholz war rasch bereit, sich diesbezüglich zu engagieren. Er lud verschiedene Exponenten der Schweizer Geisteswissenschaften zu einer ersten Sitzung ein, wobei er den Begriff der Geisteswissenschaften sehr breit fasste: So gingen Einladungen auch an den Schweizerischen Juristenverein, die Schweizerische Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft oder an die Freunde Ostasiatischer Kunst. Die für den September 1939 einberufene Gründungssitzung konnte wegen Kriegsbeginn nicht mehr abgehalten werden, die Gründung sollte «auf Friedenszeiten» verschoben werden.

Die Dringlichkeit einer Organisation zeigte sich umso schärfer, als Vertretern der Nationalen Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten in den letzten Kriegsjahren zunehmend gewahr wurde, dass im Rahmen der während des Kriegs geltenden wirtschaftlichen Landesverteidigung die Geisteswissenschaften kaum berücksichtigt worden waren. Ein solches Desinteresse konnten und wollten sie, allem Verständnis für die schwierigen Zeiten zum Trotz, nicht akzeptieren. Sie forderten, dass die geisteswissenschaftlichen Arbeitsgebiete in Zukunft anerkannt und entscheidend berücksichtigt würden. Eine verbesserte Organisation sollte helfen, die Geisteswissenschaften prominenter aufzustellen, sie in die Wahrnehmung von Politik und Öffentlichkeit zu rücken und damit Finanzierungsperspektiven zu eröffnen.

Eine illustre Gesellschaft

Diese organisatorischen Vorarbeiten ermöglichten es, nach Ende des Krieges die Verhandlungen zur Bildung einer nationalen geisteswissenschaftlichen Organisation zügig wiederaufzunehmen. Neben den Willen, mit der UAI zusammenzuarbeiten, war nun die Erfahrung getreten, dass die Geisteswissenschaften während des Zweiten Weltkriegs an Ansehen verloren hatten.

Im November 1946 schritt man also zur Gründung. Neben den beiden Gründerorganisationen, der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft, die mit Paul-Edmond

Martin und Hans Nabholz vertreten war, und der Nationalen Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten, für die Eduard Fueter und Gebhard Blum auftraten, fanden sich Olof Gigon für die Altphilologen-Vereinigung, Hans Hahnloser für die Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Rudolf Hotzenköcherle für die Akademische Gesellschaft Schweizerischer Germanisten, Karl Jaberg und Reto Bezzola für die Romanisten und Heinrich Straumann für die Anglisten-Vereinigung, zudem Richard Weiss und Ernst Baumann für die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde sowie Karl Keller-Tarnuzzer und Louis Bosset für die Schweizerische Gesellschaft für Urgeschichte ein. Man kannte sich, wenn nicht von der Hochschultätigkeit oder dem Militär, dann sicherlich vom gemeinsamen Einsitz in die Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozenten.

Neben den anwesenden Fachgesellschaften wurden auch die Philosophen zu den Gründungsmitgliedern gezählt, die bei der Sitzung nicht vertretene Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik hatte ihren Beitritt schriftlich erklärt. Damit galten zehn Fachgesellschaften als konstituierende Mitglieder der zu gründenden Vereinigung.

An der konstituierenden Sitzung nicht dabei war der Schweizerische Juristenverein, der zuvor an einem möglichen Zusammengehen mit den Geisteswissenschaften interessiert gewesen war, später aber deren zu eng gesteckten Rahmen kritisierte. Ihm folgte 1948 die Gesellschaft für Volkswirtschaft und Statistik mit der gleichen Argumentation. Erst 1969 sollten die beiden Vereinigungen auf ihren Entscheid zurückkommen.

Einmischung in die Wissenschaftspolitik

Die Gründung der Schweizerischen Geisteswissenschaftlichen Gesellschaft erfolgte in einer Zeit, in der sich eine nationale Wissenschaftspolitik allmählich zu formieren begann: Verschiedene Stimmen forderten, dass der Bund seine Rolle als Forschungsförderer über die Grundfinanzierung der ETH Zürich hinaus wahrnehme. Massnahmen zur Wissenschaftsförderung seitens des Bundes bestanden in den 1930er- und 1940er-Jahren einzig im Rahmen der Arbeitsbeschaffungsprogramme. Um die Forderungen schlagkräftiger werden zu lassen und die Interessen erfolgreicher artikulieren zu können, begannen sich verschiedene Gruppen zu organisieren. So entstand 1943 die Schweizerische Akademie der Medizinischen Wissenschaften, zwei Jahre später die Schweizerische Geisteswissenschaftliche Gesellschaft. Beide orientierten sich an der seit 1815 bestehenden Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft (heute Akademie der Naturwissenschaften Schweiz). Mit der Konstituierung zur nationalen Dachgesellschaft konnten sich auch die bislang hauptsächlich in kantonalen Gesellschaften organisierten Geisteswissenschaften erstmals national positionieren und ihre «gemeinsamen Interessen gegenüber den Behörden des Inlandes und den angesehenen ausländischen Institutionen» wahrnehmen.

Die Geisteswissenschaft als «Nicht-Naturwissenschaft»

Was waren Motivation und Ziel dieser neuen Vereinigung? Bereits 1944 war formuliert worden, was die Gesellschaft nicht zu sein hatte: Hans Nabholz hatte dafür geworben, eine Organisation nicht um ihrer selbst willen zu initiieren, da die «Leistungen auf dem Gebiet der Geisteswissenschaften sich nicht organisieren» liessen. In die gleiche Kerbe schlug Paul Niggli, ETH-Professor und Präsident der Vereinigung Schweizerischer Hochschuldozenten, der für eine «Fachorganisation demokratischen Charakters» plädierte. Nicht ein straffes Gefüge, sondern ein «repräsentierendes Organ, das verschiedene vordringliche Aufgaben übernehmen» könne, solle aufgebaut werden. Schliesslich einigte man sich darauf, sich primär als «Nicht-Naturwissenschaft» zu definieren. Darauf liesse sich eine «wissenschaftliche Gesamtorganisation» aufbauen. Noch lagen die Interessen fast ausschliesslich bei historisch-philologischen Themen. Die unterstützten Unternehmungen, die Themen der Projekte der Union Académique Internationale, an denen sich Schweizer Forschende beteiligten, sowie die geförderten Publikationen der ersten Jahre machen deutlich, dass das Verständnis von Geisteswissenschaft – entgegen erster Intentionen – eng war.

Das Einmischen in die Wissenschaftspolitik und die länderübergreifende Zusammenarbeit im Rahmen internationaler Unternehmungen war damit in die Wege geleitet. Das Überleben der Gesellschaft und mit ihr der Geistes- später auch Sozialwissenschaften hing dann ganz konkret davon ab, dass die Gesellschaft in den folgenden Jahren und Jahrzehnten in der Lage war, den für die wissenschaftliche Forschung notwendigen Spielraum zu erschliessen und die nötigen Mittel dafür zu generieren. Indem sie das Postulat der Gleichwertigkeit der Geistes- und Sozialwissenschaften mit den Naturwissenschaften und den technischen Disziplinen permanent einforderte und auf ihre zentrale Rolle hinwies, vermochte sie deren Bedeutung zunehmend zu stärken.

Dieser Beitrag entstand im Rahmen des Buchprojekts «75 Jahre SAGW».

75 Jahre SAGW

Die SAGW feiert 2021 ihr 75-jähriges Bestehen und nimmt das Jubiläumsjahr zum Anlass, ihre eigene Geschichte in Buchform darzustellen. Sie möchte verdeutlichen, wie sie wurde, was sie heute ist: Nicht als teleologische Erzählung, sondern vor dem Hintergrund, dass sie sich in den vergangenen 75 Jahren in einer Zeit behauptet hat, die geprägt war von Institutionalisierungen, einer Ausdifferenzierung der Disziplinen, einem beeindruckenden Gröszenwachstum in Forschung und Lehre und einer wechsellvollen Geschichte der Selbstbehauptung der Geistes- und Sozialwissenschaften in der Hochschulpolitik. Erarbeitet und verfasst wird die Geschichte von der Historikerin Monika Gisler, unter Mitarbeit von Samuel Amstutz sowie Mitarbeitern des «Center for Higher Education and Science Studies» (CHESS) der Universität Zürich. Das Buch erscheint im Herbst 2021 im Schwabe-Verlag Basel.

Literatur

- Duppeler, Rolf (1972): 25 Jahre SGG / 25 ans SSSH, in: Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften (Hg.). 25 Jahre SGG / 25 ans SSSH, Bern, S. 9–18.
- Fleury, Antoine und Frédéric Joye (2002): Die Anfänge der Forschungspolitik in der Schweiz. Gründungsgeschichte des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung 1934–1952, Baden.
- SAGW, Jahresbericht, 1947.
- Schweizerische Hochschulzeitschrift, 1943–1945.

Zur Autorin

Monika Gisler, Historikerin, forscht mit eigenem Büro (www.unternehmengeschichte.ch) und lehrt an der ETH und der Universität Zürich. Gründung von Unternehmen Geschichte 2008, seither zahlreiche Untersuchungen und Veröffentlichungen zur Wissens-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte von Umwelt und Energie sowie Arbeiten zu Persönlichkeiten und Körperschaften.



Ding hat Geist

Vie et destins du cochon d'Inde

Alain Perusset

Dire que le cochon d'Inde est un petit rongeur originaire des Andes n'a en soi pas grand intérêt pour la sémiotique, qui s'intéresse prioritairement à la façon dont le monde fait sens pour nous, les humains¹. En revanche, se demander à quoi il nous sert en a beaucoup plus. Dans cet ordre d'idées, le sémioticien commencera par tout mettre à plat, en considérant une seule chose comme certaine : que le cochon d'Inde, avant d'être un animal, est d'abord un *actant*.

Le mot *actant*, en l'occurrence, vaut pour qualifier tout ce qui a un corps et qui peut donc avoir une influence sur le cours d'un événement. Ce mot permet surtout de ne pas préjuger de la valeur, de la nature ou de la taille de la réalité considérée. C'est dire qu'un actant peut aussi bien être un organisme, un objet, un vêtement qu'une architecture, une formation géologique ou un corps céleste. Enfin, par son action sur le monde, l'actant se caractérise toujours par une fonction (un sens) qui peut varier selon les circonstances et les points de vue.

Ainsi, la sémiotique postule que le sens n'est ni à découvrir ni à déchiffrer, mais qu'il se construit *dans* la relation *entre* le monde et la personne qui en fait l'expérience. Aussi, pour questionner sémiotiquement le cochon d'Inde, faut-il plus exactement se demander pour qui ou quoi celui-ci a du sens.

Le sens à distance

Pour le biologiste, nul doute que le sens du cochon d'Inde à l'état sauvage est de maintenir l'équilibre de son écosystème en participant à la chaîne alimentaire, soit, plus crûment, en servant de nourriture aux rapaces et aux renards pour qu'ils puissent à leur tour remplir leurs fonctions dans la biosphère. De ce point de vue, ces petits rongeurs, dans la nature, nous rendent indirectement et involontairement service ; ils concourent, à leur humble niveau, par leur sacrifice, à réguler la biodiversité dont nous profitons tous. Ils seraient à ce titre, pour nous, des *prestataires*.

Tout à l'inverse, lorsqu'on ne laisse plus la nature faire son travail, mais qu'on assume la prise en charge du destin des cochons d'Inde, comme avec leur domestication, c'est un autre rôle qu'ils en viennent à tenir, celui de *prestations* : des actants réifiés avec lesquels on n'interagit guère davantage, mais qu'on gère désormais institutionnellement, ainsi que le font les parents qui acquièrent ces petits rongeurs pour éviter que leurs enfants ne s'ennuient trop à la maison.

Le sens au contact

Il va sans dire que notre relation aux cochons d'Inde n'est pas qu'indirecte et que, de même, leur sens n'est pas qu'un constat. En fait, le sens est d'abord un processus qui s'ébauche et se renouvelle au contact, dans l'expérience sensible. Ainsi, pour un enfant, ce petit animal peut s'avérer être beaucoup plus qu'un passe-temps. Par l'affinité de leur relation, par l'*ajustement* de chacun d'eux aux mouvements et réactions de l'autre, ce sont des infinités de sens qui peuvent émerger. Dans de telles circonstances, le cochon d'Inde devient alors l'égal d'un *partenaire*, qui inspire par sa douceur et qui, dans cette perspective, peut parvenir à consoler des peines enfantines, de même que – pour quoi pas – susciter des vocations vétérinaires.

Enfin, loin de cette relation d'accomplissement réciproque, l'interaction avec le cochon d'Inde peut aussi tenir du rapport de force, visant à atteindre des fins bien déterminées. C'est le cas lorsqu'on le sort de son sommeil pour qu'il joue avec nous ; ou lorsqu'on lui tord le cou pour l'assommer, comme cela se fait encore souvent dans les Andes pour pouvoir ensuite le cuisiner.

Bref, sous ce régime de la *manipulation*, à l'inverse du précédent², on voit que le sens ne survient plus par lui-même, mais qu'il est dirigé, précisément manipulé. Par suite, le cochon d'Inde, bien malgré lui, ne peut faire autrement qu'en venir à assumer le rôle peu enviable de *produit* : produit de divertissement (comme jouet), produit alimentaire (comme denrée).

1 La sémiotique étudie la façon dont nous donnons sens à nos expériences et à ce qui y concourt. Elle s'intéresse donc à tout ce qui est signifiant ou ce à quoi on prête du sens, de même qu'à ce dont on questionne le sens (l'insensé) ou, à l'inverse, ce dont on a oublié le sens (l'insignifiant).

2 Pour une présentation de ces régimes d'interaction, cf. Landowski, Eric (2005) : Les interactions risquées, Limoges, Pulim.



Un autre sens : être modèle pour des photos touristiques rémunérées (régime de la manipulation)

Des sens qui font système

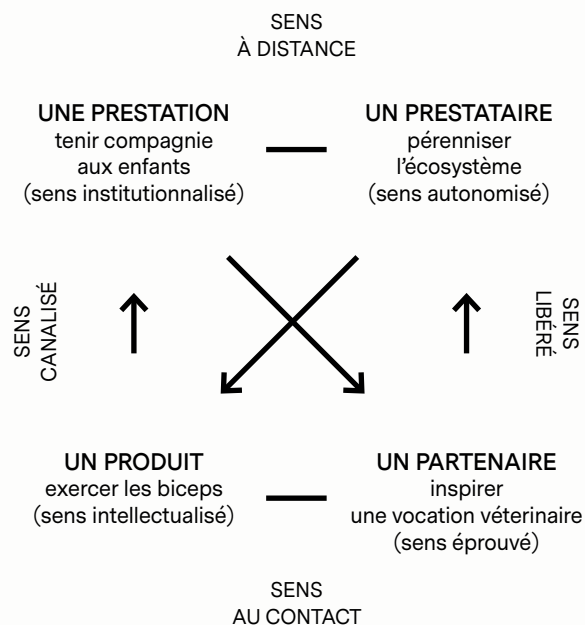
Nous n'avons ici évoqué superficiellement que quelques sens du cochon d'Inde. Nous aurions aussi pu nous arrêter sur son usage en laboratoire (comme *cobaye* justement !). Mais, l'important finalement est de garder à l'esprit que le cochon d'Inde, comme n'importe quel actant, peut révéler une infinité de sens, dans les limites toutefois de ce que ses propriétés matérielles et dynamiques lui autorisent. Ainsi, on pourra envisager – même si on ne le conseillera pas – de recourir à un cochon d'Inde pour entraîner ses biceps (parce qu'il peut être pris en main et qu'il a le même poids qu'un petit haltère), mais on oubliera l'idée de s'en servir comme d'une table basse (parce qu'un cochon d'Inde – vivant – n'est ni plan ni stationnaire).

Enfin, pour ordonner toutes ces propositions, on pourra compter sur des modèles *ad hoc*. En l'occurrence, le modèle du « carré sémiotique » montre que tous les sens possibles et imaginables rattachables au cochon d'Inde pourront toujours être rapportés à l'une des quatre catégories générales que nous avons mises au jour dans cette rubrique. C'est-à-dire que, selon la logique structurale de la sémiotique, le cochon d'Inde aura toujours au moins valeur de *prestataire*, de *prestation*, de *partenaire* ou de *produit*³.

•

Dans cette rubrique des spécialistes des sciences humaines ou sociales font d'une chose du quotidien l'objet de leurs réflexions. Dans ce numéro, il est question du « cochon d'Inde ».

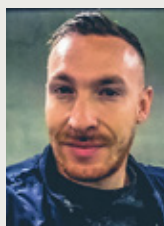
³ Pour une présentation synthétique et accessible du modèle du carré sémiotique et des relations qui le composent, cf. Floch, Jean-Marie (1990) : *Sémiotique, marketing et communication*, Paris, PUF.



Le carré sémiotique des valeurs du « cochon d'Inde »

L'auteur

Sémioticien, docteur en sciences sociales et sciences de la communication, Alain Perusset a été maître d'enseignement et de recherche à l'Université de Lausanne. Il est actuellement engagé pour conduire des recherches sur la sémiotique des marques et de la consommation à l'Université de Warwick au Royaume-Uni.



Gesellschaftlicher Fortschritt muss erstritten werden

Markus Zürcher

Die aktuelle Botschaft zur Förderung von Bildung, Forschung und Innovation in den Jahren 2021–2024 geht das Problem der sozialen Selektion in der Volksschule nicht konsequent genug an. Das zeigt: Wie andere soziale Errungenschaften muss auch die Chancengleichheit in der Volksschule im politisch-öffentlichen Diskurs erkämpft werden. Nicht zuletzt mit Blick auf die Umsetzung der in der Agenda 2030 formulierten Nachhaltigkeitsziele.

Soziale Innovationen tragen massgeblich zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fortschritt bei: Ersterer muss sich am Markt im Wettbewerb behaupten, Letzterer im öffentlichen und politischen Diskurs erstritten werden. So wurden grosse gesellschaftliche Errungenschaften wie der Schutz der Arbeiterschaft, die Sozialversicherungen oder die Gleichstellung der Geschlechter über ein Jahrhundert hinweg in harten Auseinandersetzungen erkämpft, im Diskurs verteidigt und laufend adaptiert.

Die Bildungsrevolution ist unvollendet geblieben

Seit rund 20 Jahren wird die Problematik der sozialen Selektion in der Volksschule breit untersucht. Heute besteht ein theoretisch wie empirisch breit abgestützter Konsens, dass die Volksschule, wie sie heute in der Schweiz organisiert ist, soziale Ungleichheit schafft, diese verstärkt und über Generationen hinweg reproduziert. Es ist unbestritten, dass nicht allein kognitive und emotionale Fähigkeiten, Vitalvermögen und Daseinskompetenzen über Erfolg oder Misserfolg in der Schule entscheiden, sondern die soziale Lage und die Bildungsnähe der Eltern.¹ Auch die 2018 publizierte Ausgabe des Bildungsberichts, den Bund und Kantone seit 2010 in Auftrag geben, bestätigt diesen Sachverhalt.²

In einem Bericht von 2018 setzte sich auch der Schweizerische Wissenschaftsrat vertieft mit der sozialen Selektion auseinander. Wolf Lindner, ein renommierter und pragmatisch denkender Politologe und damals Mitglied des

1 Eine Übersicht geben Lehmann / Kriesi (2020).

2 Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung (2018): S. 34, 52–54, 65f.

Wissenschaftsrates konstatierte bereits 2015³, dass die Bildungsrevolution, die vor einem halben Jahrhundert mit Expertenberichten – nach ihren Kommissionsvorsitzenden «Bericht Hummler» (1959), «Schultz» (1963) und «Labhardt» (1964) genannt – eingeleitet wurde, bis heute unvollendet geblieben ist. Nicht eingelöst wurde die «Ausschöpfung der Begabtenreserven» der bildungsfernen Schichten – und damit das Versprechen der Chancengleichheit.

Verschiedene Chancen- und Gerechtigkeitskonzepte im Widerstreit

Die aktuelle Botschaft zur Förderung von Bildung, Forschung und Innovation in den Jahren 2021–2024 (BFI-Botschaft 2021–2024) hat den Bericht des SWR weder aufgenommen noch referenziert; genauso wenig die Motion «Massnahmen zur Verringerung der sozialen Selektivität» der Kommission für Wissenschaft, Bildung und Kultur des Nationalrates, die 2019 vom Nationalrat angenommen, jedoch vom Ständerat abgelehnt wurde.

Die BFI-Botschaft 2021–2024 steht somit exemplarisch dafür, dass soziale Innovationen im politisch-öffentlichen Diskurs durchgesetzt werden müssen. In der Botschaft wird der

Begriff «soziale Selektivität» einmal genannt, jedoch 38-mal die sogenannte «Chancengerechtigkeit». Der Gerechtigkeitsbegriff wird durchdekliniert, wobei als primäre Referenz die in der Bundesverfassung festgeschriebenen formalen Grundrechte dienen, die bekanntlich justiziabel sind. Mit dem Bezug auf die Grundrechte lautet die implizite Botschaft des SBFI, dass die Volksschule nicht neu gedacht, konzipiert und organisiert werden soll.

Man muss indes zugestehen, dass es viele verschiedene Chancen- und Gerechtigkeitskonzepte gibt, die formal oder substantiell unterschiedlich ausgerichtet sind.⁴ Dies veranlasste den Ökonomen Friedrich August von Hayek dazu, die Begriffe «Gerechtigkeit» oder «Chancengleichheit» als leere und sinnlose «Wald- und Wiesenbegriffe» zu bezeichnen. Hayek liegt aber falsch, denn «Chancen» und «Gerechtigkeit» können nicht szientistisch festgelegt werden, sondern müssen laufend diskutiert werden, was eine Voraussetzung für jeglichen gesellschaftlichen Fortschritt ist.

Das Kapitel «Chancengleichheit und Chancengerechtigkeit (Equity)» der SBFI-Botschaft blendet dabei Vieles aus; etwa die Reflexionen zu «Chancen» und «Gerechtigkeit» von Amartya Sen, dessen «Befähigungsansatz» (Capabilities Approach) in der Bildungsforschung einen breiten Konsens fand.

Das Schweizer Bildungssystem ist auf frühe Selektion angelegt und spiegelt die althergebrachte dreigeteilte Klassengesellschaft.



3 Lindner, Wolf: Ein Jubiläum und ein langer Schatten, in: Neue Zürcher Zeitung, 03.01.2015.

4 Vgl. Budowski / Nollert (2008).

An der Gesetzesgrundlage fehlt es nicht

Apodiktisch hält die BFI-Botschaft schliesslich fest, dass die Volksschulen in der Kompetenz der Kantone sind und der Bund nicht zuständig sei: «Wichtige Bereiche, in denen der Bildungsbericht Handlungsbedarf bezüglich Chancengerechtigkeit feststellt, fallen jedoch nicht in die Zuständigkeit des Bundes oder unter die Fördermassnahmen der für den BFI-Bereich relevanten Gesetze. Beispielsweise liegt die frühkindliche Förderung in der Zuständigkeit der Kantone und ist nicht Gegenstand der BFI-Botschaft. Bund und Kantone stehen jedoch zu Fragen der Chancengerechtigkeit im Bildungssystem in einem regelmässigen Dialog.»⁵

Diese Auslegung der gesetzlichen Grundlagen ist fragwürdig: Denn der «Bundesbeschluss über die Neuordnung der Verfassungsbestimmungen zur Bildung» vom 16. Dezember 2005 berechtigt mit den Artikeln 61a und 62 den Bund, die Volksschule zu gestalten und zu entwickeln. Das «Bundesgesetz über die Zusammenarbeit des Bundes mit den Kantonen im Bildungsraum Schweiz» vom 30. September 2016 ferner hält in Artikel 1 fest:

«Der Bund kann mit den Kantonen zur Erfüllung der verfassungsmässigen Verpflichtung zur Zusammenarbeit und Koordination im Bildungsbereich eine Vereinbarung abschliessen.

Die Zusammenarbeit und die Koordination im Bildungsbereich sollen:

- a. die hohe Qualität und die Durchlässigkeit des Bildungsraums Schweiz fördern;
- b. eine faktenbasierte und kohärente Bildungspolitik ermöglichen.»

Es fehlt nicht an einer Gesetzesgrundlage, sondern an der Einsicht und dem Willen, alle Kinder dieses Landes ab dem vierten Lebensjahr über zehn oder elf Jahre in gebundenen Ganztageschulen ohne Hausaufgaben zu fördern, aber nicht zu selektionieren.

Die soziale Selektivität hat weitreichende Implikationen

Die soziale Selektivität hat weitreichende Implikationen, gerade auch für die Umsetzung der Agenda 2030 für eine nachhaltige Entwicklung (Sustainable Development Goals SDGs). Die Agenda 2030 wird in der aktuellen BFI-Botschaft dreizehnmal referenziert. Der Beitrag der Bildung zur Agenda 2030, insbesondere mit Blick auf die weiteren Sozialziele «Armut beenden», «Gesundes Leben für

alle», «Gleichstellung der Geschlechter» und «Ungleichheit verringern» wird aber nicht reflektiert. Sollen gesellschaftlicher Fortschritt erzielt, die Sozialziele erreicht und das Humanvermögen ausgeschöpft werden, sollte das zuständige Staatssekretariat die «Grundausbildung» in der frühen Kindheit und Jugend nicht ausklammern.

Von der nächsten Botschaft für die Jahre 2025–2028, deren Vernehmlassung unlängst angekündigt wurde, darf erwartet werden, dass die Bildung ganzheitlich und mit all ihren Funktionen als die wichtigste Ressource der heutigen Gesellschaft umfassend berücksichtigt und gefördert wird.

●

Literatur

- Budowski, Monica und Michael Nollert (2008): Soziale Gerechtigkeiten, Zürich 2008.
- Kriesi, Irene und Regula Julia Leemann (2020): Tertiärisierungsdruck – Herausforderungen für das Bildungssystem, den Arbeitsmarkt und das einzelne Individuum (Swiss Academies Communications 15,6). <http://doi.org/10.5281/zenodo.3678523>
- Schweizerische Koordinationsstelle für Bildungsforschung (2018): Bildungsbericht Schweiz 2018, Aarau.
- Schweizerischer Wissenschaftsrat (2018): Soziale Selektivität. Empfehlungen des Schweizerischen Wissenschaftsrates SWR. Expertenbericht von Rolf Becker und Jürg Schoch im Auftrag des SWR, Bern.

DOI

10.5281/zenodo.4604912

Zum Autor

Markus Zürcher ist Generalsekretär der SAGW.



5 BFI-Botschaft 2021–2024, Kapitel «Chancengleichheit und Chancengerechtigkeit (Equity)», S. 3736f.



Spotlight

Le numérique doit réduire son empreinte environnementale

Solange Ghernaouti

Notre consommation numérique et les promesses économiques qu'elle appelle compromettent nos efforts écologiques. Solange Ghernaouti préconise la sobriété numérique.

Le numérique est un secteur industriel qui contribue à épuiser les ressources naturelles et à polluer la planète. En 2020, la masse mondiale de déchets d'équipements électriques et électroniques est estimée à plus de 50 millions de tonnes, moins de 20% seraient recyclés¹. L'informatisation de la société et la surconsommation numérique sont un puissant accélérateur du changement climatique, une des sources portant atteinte à l'environnement et à la biodiversité. Au vu des besoins en énergie, en eau et en matériaux

requis pour fabriquer et utiliser les infrastructures numériques, cela n'est pas durablement soutenable (extraction des terres rares, usages des métaux rares, génération de déchets toxiques, obsolescence programmée, etc.).

La transition numérique que nous subissons, l'augmentation permanente et sans fin du recours au numérique pour toutes sortes d'activités, ne cesse d'amplifier l'empreinte environnementale. Bien que des efforts soient réalisés pour minimiser la consommation énergétique et utiliser une énergie verte, cela ne compense pas l'accroissement parallèle de la consommation énergétique et des émissions de gaz à effet de serre. S'il est positif que des acteurs s'engagent dans des mesures de réduction de la consommation électrique de leurs infrastructures, cela peut, en contrepartie, engendrer des pratiques numériques plus importantes parce que moins énergivores et culpabilisantes.

¹ Baldé et al. (2017).



L'urgence numérique

La surconsommation du numérique n'est pas uniforme de par le monde, mais est essentiellement le fait des pays développés². Par ailleurs, il n'a jamais été démontré que le taux de croissance économique d'un pays soit corrélé à sa croissance du numérique. Ainsi, plutôt que de vouloir combler un factice retard numérique par toujours plus d'informatique, de données, de télécommunication ou d'intelligence artificielle, ce qui rend la société plus dépendante et plus vulnérable, il est urgent d'agir pour un numérique plus respectueux de l'environnement et du vivant.

La transition numérique doit être au service des objectifs de développement durable définis par l'ONU pour répondre aux défis mondiaux auxquels nous sommes tous confrontés (objectifs 2030). L'urgence climatique et environnementale est désormais indissociable de l'urgence numérique. Adopter le principe de précaution, investir dans la maîtrise des risques et contribuer à créer un numérique plus robuste, moins énergivore et plus sobre en développant une économie et écologie du numérique vertueuses s'imposent.

Contradictions et perspectives

La Suisse a ratifié en 2017 l'Accord de Paris sur le climat et s'est notamment engagée à prendre les mesures visant à réduire ses émissions de gaz à effet de serre. Bien que des préoccupations environnementales soient évoquées dans la stratégie « Suisse numérique » 2018, faire concorder

des actions pour le climat avec celles qui génèrent toujours plus d'équipements et d'usages numériques est impossible. En effet, jusqu'à présent, les modèles économiques du numérique sont basés sur une connectivité et des usages permanents, sur la captation croissante de données et sur leurs échange, traitement et stockage. La conception des produits est optimisée pour les rendre addictifs et le marketing contribue à maximiser la consommation numérique. Des mesures stratégiques et opérationnelles compatibles avec la préservation de l'environnement devraient exister. Cela augmenterait la cohérence et l'efficacité des actions et permettrait de dépasser les approches opportunistes relevant du lessivage vert (greenwashing) et de faire émerger des solutions convaincantes.

Pour une sobriété numérique

L'impact environnemental de l'informatique devient gérable à condition d'opter pour une sobriété numérique. Pour que la transition numérique puisse concourir à une meilleure protection de l'environnement et à une diminution de la consommation des ressources naturelles et des gaz à effet de serre, il est indispensable de modifier nos modes de penser le numérique, de le développer, de le produire et de l'utiliser.

L'informatique gagnera ses lettres de noblesse à condition que ses effets néfastes sur l'environnement soient maîtrisés. Elle pourra alors être déployée à bon escient pour effectivement contribuer à réduire la consommation énergétique et les émissions de gaz à effet de serre, via son adoption pertinente dans des contextes définis (énergie, transports, etc.). La Suisse pourrait alors devenir un leader mondial d'un numérique résilient, plus robuste et plus sobre, un leader de l'évaluation et de la certification de celui-ci et être un acteur incontournable du dialogue international dans ces domaines.

2 Bordage (2019).

La nécessité d'un numérique « écologique by design »

Initier le cercle vertueux d'une économie numérique écoresponsable permettrait de dépasser la difficulté ontologique à penser l'écosystème numérique comme étant véritablement au service du vivant. Un changement de paradigme doit s'opérer pour que les externalités écologiques du numérique soient prises en compte et que les innovations technologiques ne soient pas un vecteur de destruction. Au-delà de l'obsolescence programmée des systèmes, c'est celle de l'humain dont il question. Si, du point de vue du climat et de l'environnement, l'augmentation du numérique n'est pas soutenable, alors seule une informatique qui maîtrise sa propre empreinte écologique, et qui tient compte de celle de toutes les activités qu'elle engendre, est viable sur le long terme. Ainsi, la transformation numérique de la société deviendrait le levier de sa transformation écologique.

Tenir compte des critères énergétiques et environnementaux et des besoins écologiques de l'informatique est une condition de survie. Cela ne doit pas être une contrainte mais un catalyseur de notre évolution. Devenir un *homo numericus* écoresponsable et disposer d'un numérique « écologique by design » sont une nécessité.

La sobriété numérique doit être le nouveau principe d'action de la transformation numérique de notre société. Au-delà de la prise de conscience des besoins et des impacts environnementaux de l'usage des ressources technologiques, une volonté politique et un plan d'action doivent exister pour s'opposer aux effets dévastateurs sur la planète d'une surconsommation numérique. Cela questionne notre acceptabilité des solutions numériques et nous oblige à nous approprier les propos d'Aimé Césaire : « Une civilisation qui s'avère incapable de résoudre les problèmes que suscite son fonctionnement est une civilisation décadente. Une civilisation qui choisit de fermer les yeux à ses problèmes les plus cruciaux est une civilisation atteinte. Une civilisation qui ruse avec ses principes est une civilisation moribonde. »



« décodage » – blog de l'ASSH

Ce texte est paru dans sa forme originale sur le blog « décodage » de l'ASSH le 18 février 2021. La rédaction l'a sélectionné parmi plusieurs textes pour ce numéro du Bulletin. Le blog « décodage » propose une réflexion sur des questions au cœur des débats de société, sous la perspective des sciences humaines et sociales. Il offre des regards professionnels, mais aussi des commentaires et des points de vue personnels.

Références

- Baldé, Cornelis Peter et al. (éd., 2017) : Suivi des déchets d'équipements électriques et électroniques à l'échelle mondiale 2017, Université des Nations Unies (UNU), Union internationale des télécommunications (UIT) & Association internationale des déchets solides (ISWA), Bonn.
- Bordage, Frédéric (2019) : Empreinte environnementale du numérique mondial.
- Césaire, Aimé (1950) : Discours sur le colonialisme, Paris.

Liens

Communauté des acteurs du numérique responsable
GreenIT.fr : www.greenit.fr

Swiss Cybersecurity Advisory and Research Group :
www.scarg.org

DOI

10.5281/zenodo.4604918

L'auteure

Solange Ghernaoui est professeure à l'Université de Lausanne et experte internationale en cybersécurité et cyberdéfense. Elle est directrice du « Swiss Cybersecurity Advisory & Research Group » et membre de l'Académie suisse des sciences techniques (SATW) ainsi que de la Commission suisse pour l'Unesco.



Carte blanche

Mobilités universitaires

Sandro Cattacin

Le système académique continue à pousser les jeunes étudiant·e·s vers des mobilités internationales. Sans doute, ces mobilités sont enrichissantes, notamment au niveau des études de bachelor ou de master. On arrive dans un lieu qu'on connaît peu, on suit des cours donnés par des professeur·e·s qui amènent de nouveaux regards sur des thèmes étudiés. Et, cerise sur le gâteau, on améliore ses compétences linguistiques, on forge sa personnalité et on s'ouvre à d'autres manières de vivre. Dans le programme d'échange Erasmus, par exemple, cette ouverture participe du projet de construire une élite qui pense l'Europe comme territoire de vie, diminuant ainsi l'importance du référentiel national.

Les mobilités, ni justes ni garantes d'excellence

Si l'accès à ces mobilités durant les études reste le privilège d'une minorité d'étudiant·e·s et que les universités pourraient encore davantage les promouvoir, les mobilités faisant suite à la formation universitaire initiale, pendant ou après le doctorat, sont carrément l'apanage d'une petite élite, choisie par des concours, soumise à maintes contraintes et au parcours parsemé d'écueils. Les problèmes majeurs de ces mobilités sont l'incertitude de trouver un accueil de qualité et les risques d'un retour sans débouché. D'ailleurs, malgré des évaluations positives relatives aux effets des mobilités sur les parcours universitaires, elles sont, même pour qui pourrait en profiter – pour qui a un dossier académique de qualité –, un leurre. En effet, trop nombreuses sont les contraintes pour qui, par exemple, a une famille en perspective ; trop grands les risques pour qui se trouve dans une équipe de recherche performante et perd sa position en partant ; mais aussi, trop rares les avantages d'un long séjour à l'étranger pour qui est engagé dans des études empiriques comparatives ou qui mène simplement des recherches sur son lieu de

vie. La liste n'est pas exhaustive ; elle montre néanmoins que la mobilité souvent requise dans la carrière académique ne privilégie pas les meilleur·e·s candidat·e·s, mais seulement un type de recherche, une situation de vie particulière, une condition économique et sociale précise.

Une pratique appartenant à un monde révolu

La mobilité à tout prix comme gage de qualité d'une carrière académique ne me convainc d'ailleurs pas non plus ; il s'agit souvent plutôt de la preuve que l'on est prêt·e à renoncer à une vie stable. Je ne veux pas mettre en doute l'intérêt pour beaucoup de mes collègues, jeunes et moins jeunes, de « se décentrer » pour avancer. Je pense en revanche que ces décentrement peuvent se faire sur des périodes plus courtes ou même pas du tout, si les sujets de recherche le permettent. La mobilité comme signe de réussite d'un parcours universitaire est sans doute surestimée, car elle désavantage une partie de nos meilleurs penseurs et penseuses et appartient à un monde révolu où se décentrer demandait un déplacement physique. D'ailleurs, cette injonction du système académique ne correspond pas non plus à nos pratiques de recherche, totalement internationalisées, mais indépendantes de longs séjours à l'étranger. La recherche s'organise désormais en réseau par des équipes internationales, coordonnées par des rencontres régulières et des séjours de courte durée. Prendre acte de ces changements signifie aussi adapter les pratiques de soutien destinées à nos jeunes chercheuses et chercheurs.



L'auteur

Sandro Cattacin est professeur de sociologie et directeur de l'Institut de recherches sociologiques de l'Université de Genève. Dans cette rubrique, il aborde des questions relevant de la politique de la recherche et du système scientifique.



DOSSIER

DENKMAL MONUMENT

- 22 **Vorschau**
Heinz Nauer
- 23 **Ironie der Geschichte.
Weshalb Pro-Contra-Debatten über
Denkmäler oft irreführend sind**
Jörg Scheller
- 28 **Frauen und Denkmäler
Allegorien, feministische Subjekte
und historische Kollektive**
Lina Gafner
- 33 **Bildessay**
Daniela Dill
- 40 **Un problème très ancien
Le traitement des statues impopulaires
dans l'Antiquité tardive**
Lorenz Baumer
- 44 **Das Denkmal der Zerstörung
Von Sargon von Assyrien bis zum
«Islamischen Staat»**
Mirko Novák, Mohamad Fakhro
- 50 **Sperrige Relikte unter Denkmalschutz
Umdeutung und Aneignung von
Panzersperren**
Simon Graf, Florian Wegelin
- 56 **Pleds en retschertga**
Silvana Derungs
- 58 **Was einen Standort hat, hat einen Wert.
Physische Denkmäler und digitaler Raum**
Larissa Hugentobler

Vorschau

Denkmal | Monument

Heinz Nauer

«Denkmalsfiguren machen keinen Schritt und machen doch immerwährend einen Faux pas», schrieb Robert Musil 1935 in einem kurzen Essay. Im Zuge des Frauenstreiks 2019 und der weltweiten Black-Lives-Matter-Bewegung 2020 traten viele der vermeintlich stillstehenden Denkmäler plötzlich in heftige Interaktion mit ihrer Umwelt.

Das vorliegende Dossier «Denkmal | Monument» ist Teil der Aktion «Mal Denken!», welche die SAGW 2021 im Rahmen ihres 75-Jahr-Jubiläums lanciert hat (siehe Seite 73). Es steht im Zeichen eines erweiterten Blicks auf die Frage, was Denkmäler bedeuten und wie wir mit ihnen umgehen sollen und versteht sich als einen vielstimmigen Beitrag aus den Geistes- und Kulturwissenschaften zu einer mitunter polarisiert geführten Diskussion.

Der Kunsthistoriker Jörg Scheller plädiert in seinem Beitrag dafür, Denkmäler in ihrer räumlichen Konstellation wahrzunehmen. Wie verändert sich die Bedeutung beispielsweise eines Heldendenkmals, wenn daneben plötzlich eine Starbucks-Filiale steht? Die Historikerin Lina Gafner befasst sich mit Frauen in der Denkmallandschaft. Der Frauengeschichte sei nicht Genüge getan, wenn den Eschers und Tells auf den Sockeln weibliche Pendants gegenübergestellt werden, hält sie fest.

Der Archäologe Lorenz Baumer verlängert die diachrone Achse der Debatte zurück in die Antike und schildert die Praktiken der frühen Christen im Umgang mit missliebigen «heidnischen» Statuen. Mirko Novák und Mohamad Fakhro, auch sie Archäologen, schildern Beispiele aus dem vorderasiatischen Raum für die öffentliche Zelebrierung der Zerstörung von Denkmälern – von Sargon von Assyrien im 8. Jhd. v. Chr. bis zum «Islamischen Staat».

Simon Graf und Florian Wegelin, die in einem transdisziplinären Projekt Panzersperren erforschen, beschreiben die vielfältigen Formen der Aneignung dieser «Denkmäler in der Landschaft» durch Anwohnerinnen, Militärhistoriker oder Jugendliche. Die Kommunikationswissenschaftlerin

Larissa Hugentobler, schliesslich, befasst sich mit Denkmälern im digitalen Raum und schlägt vor, die Stärken von Offline und Online zu kombinieren.

Die beiden Rubriken-Beiträge nähern sich den Denkmälern assoziativ: Die Linguistin Silvana Derungs spürt dem Begriff «monuments» im Rätoromanischen nach; die Spoken-Word-Künstlerin Daniela Dill transformiert Denkmäler in Ausrufezeichen – die sie gleich auf den Kopf stellt.

« Les monuments n'avancent pas d'un pas mais font sans cesse des faux-pas », écrivait Robert Musil dans un court essai de 1935. Dans le sillage de la grève des femmes de 2019 et du mouvement international « Black-Lives-Matter » de 2020, beaucoup de monuments supposés immobiles sont soudain entrés en violente interaction avec leur environnement.

Dans le cadre de son 75e anniversaire en 2021, l'ASSH a lancé l'action « Penser un mo(nu)ment ! », dont le présent dossier fait partie (voir page 73). Il propose une vision élargie de ce que signifient les monuments et de la manière dont nous devons les traiter, et s'entend comme une contribution à plusieurs voix des sciences humaines et culturelles à un débat parfois polarisé.

Dans son article, l'historien de l'art Jörg Scheller préconise d'envisager les monuments en tenant compte de leur constellation spatiale. Par exemple, quelle signification prend le monument d'un héros qui se trouve soudain à côté d'une filiale de Starbucks ? L'historienne Lina Gafner se penche quant à elle sur la question des femmes dans le paysage des monuments. Elle constate qu'ériger à côté des statues d'Alfred Escher et de Guillaume Tell des pendants féminins ne rend pas suffisamment justice à l'histoire des femmes.

L'archéologue Lorenz Baumer remonte l'axe diachronique du débat jusqu'à l'Antiquité et dépeint les pratiques tout à fait différenciées des premiers chrétiens face aux statues « païennes » impopulaires. Mirko Novák et Mohamad Fakhro, également archéologues, décrivent de leur côté des exemples issus du Proche-Orient de célébrations publiques de la destruction de monuments – de Sargon d'Assyrie au VIIIe siècle av. J.-C. jusqu'à « l'État Islamique ».

Simon Graf et Florian Wegelin, qui explorent dans le cadre d'un projet transdisciplinaire les barrages antichars ou « toblerones », analysent quant à eux les multiples formes d'appropriation de ces « monuments dans le paysage » par les résident-e-s, les historien-ne-s militaires ou les jeunes. Enfin, Larissa Hugentobler, chercheuse en communication, se penche sur les monuments dans l'espace numérique et propose de combiner les points forts du connecté et du déconnecté.

Deux autres contributions du Bulletin s'approchent des monuments de manière associative: la linguiste Silvana Derungs cherche à élucider dans la rubrique « Pleds en retschertga » le terme de « monuments » en romanche, tandis que l'artiste de spoken-word Daniela Dill transforme dans le recueil d'images (« Bildessay ») les monuments en points d'exclamations – qu'elle met aussitôt sens dessus dessous.

Ironie der Geschichte

Weshalb Pro-Contra-Debatten über Denkmäler oft irreführend sind

Jörg Scheller

Dinge nehmen eine andere Bedeutung an als die ihnen zuge dachte, wenn man sie in ihren Konstellationen wahrnimmt. In der Debatte über Denkmäler wird diese räumliche Dimension häufig ausgeblendet. Anstatt Denkmäler als angebliche Träger einer eindeutigen Botschaft zu isolieren, sollte der Fokus auf Interaktion, Kommunikation, Rezeption gelegt werden.

In den Diskussionen über Sinn und Zweck bestimmter Denkmäler fällt eines auf: Die Auseinandersetzungen drehen sich tatsächlich um *bestimmte* Denkmäler. Und zwar nur um sie. Die jeweiligen Objekte werden als isolierte Zeichen betrachtet, die auf etwas ganz bestimmtes verweisen; meist auf eine Figur der Geschichte, die von den Einen abgelehnt, von den Anderen gutgeheißen, von wieder Anderen mit Gleichgültigkeit übergangen wird. Man debattiert: Soll Denkmal W weg? Kann Denkmal X ohne Kommentar so stehenbleiben? Ist Denkmal Y tatsächlich unproblematisch? Und warum fehlt Denkmal Z bislang? Dabei spielt der räumliche Zusammenhang, in dem die jeweiligen Objekte stehen, kaum eine Rolle.

Wenn es in den jüngeren Geistes- und Sozialwissenschaften einen Konsens gibt, dann der, dass spezifische Gegenstände stets in ihren konkreten räumlichen und zeitlichen Kontexten analysiert werden sollen. Räsionierte man im 19. Jahrhundert über herausragende Meisterwerke, als existierten sie im luftleeren Raum, so analysiert man heute Werke aus Kunst und Kultur unter anderem mit Blick auf ihre Standorte: Dass die eine Skulptur in einem Museum steht und die andere in einem Park, macht einen Unterschied.

Dass das eine Museum ein postmoderner Bau und das andere ein klassizistischer ist, verändert den Blick auf die Werke. Und ob ich ein Werk des Mittelalters inmitten von Werken des Mittelalters präsentiere oder es in der Abteilung für moderne Kunst platziere, wie es seit einiger Zeit üblich ist, hat Auswirkung auf Bedeutungen und Deutungen.

Denkmäler als Knotenpunkte in Kommunikationsnetzen

In der Philosophie spricht man von «Konstellationsforschung» als Methode, um die Entstehung von Theorien aus einem konkreten Denkraum heraus zu untersuchen. In diesem Denkraum interagieren verschiedene Menschen, bekannte und weniger bekannte, und auch scheinbar unbedeutende Details spielen eine Rolle. Wie wäre es, diesen Ansatz für die Debatte über Denkmäler fruchtbar zu machen? Dabei würde es weniger darum gehen, die Entstehung von Denkmälern zu untersuchen. Sondern darum, ihre «Stehung» zu *verstehen*: Wo stehen die Objekte eigentlich? In welchen Konstellationen mit Bauten, Shops, Werbeplakaten, Passanten? Wie interagieren menschliche und nicht-menschliche Wesen mit den Denkmälern? Eine solche Herangehensweise weitet den Blick, ist lebensnah und schützt vor einer essenzialistischen Perspektive.

Vorausgeschickt sei, dass es im Folgenden nicht um Denkmäler von Nazi-Schergen oder Kommunisten-Schlächtern geht, bei denen klar ist, dass sie allenfalls im Museum etwas verloren haben. «Hard cases make bad law» – in den meisten Fällen diskutieren wir über Mehrdeutiges und müssen eine Güterabwägung vornehmen. Genau in diesem Zusammenhang ist es von Vorteil, die lebensweltliche Einbettung von Denkmälern zu berücksichtigen; sie als Knotenpunkte in dynamischen Kommunikations- und Interaktionsnetzen zu begreifen.

Wie Starbucks Adrian I. von Bubenberg eine Niederlage bescherte

Als Beispiel sei willkürlich das Bubenberg-Denkmal am Hirschengraben in Bern herausgegriffen. Auf dem – typisch fürs 19. Jahrhundert – Nackenstarre verursachenden Heroensockel steht unerschütterlich der Berner Schultheiss und Feldherr Adrian I. von Bubenberg (1424–1479). Unter ihm, da stehen die Sätze: «So lange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach» und «mein Leib und Gut ist euer eigen bis in den Tod». Unerhört! Weg damit! Die Jugend könnte auf jene dummen Gedanken kommen, welche die Alten noch haben! Das ist doch John-Rambo-Machismo avant la lettre!

Dem liesse sich nicht nur entgegenhalten, dass die Gespenster der Vergangenheit am liebsten dann wiederkehren, wenn die Menschen meinen, sie endgültig ausgetrieben zu haben oder gar nicht mehr an sie glauben. Verständlich aus Gespenstersicht, der Schockeffekt ist dann grösser. Es liesse sich auch einwenden, dass der bellizistische Bube letztlich nur ein Hirschengraben-Element unter vielen ist. Er ist Teil einer urbanen Konstellation, in der unzählige gewollte und ungewollte Interaktionen stattfinden. Schauen wir also einmal genauer hin, statt den Feldherrn zu privilegieren und ihn durch Kritik wiederum auf einen Sockel zu heben, wenn gleich einen negativen.

Zur gebieterischen Linken Bubenbergs befindet sich eine Starbucks-Filiale, deren legales Stimulanzienangebot ungleich grössere Aufmerksamkeit geniesst als der verbale Blutausschank am Sockel. Überhaupt hat Starbucks beeindruckendere globale Eroberungsfeldzüge geführt als der doch eher provinzielle schweizerische Kämpfer. Zu Bubenbergs das Schwert umfassender Rechten befindet sich die Berner Kantonbank, deren behäbige Aura mit dem Starbucks'schen Business-Strebertum kontrastiert. So rahmen Lokalkapital und Globalkapital einträchtig dialektisch die Statue. Ihren eisernen Hintern wendet diese einem Veloparkplatz zu, dem symbolträchtigen Ort linksgrüner Innenstadt-Hipster, die Rechtspopulisten derzeit so viel Kopfzerbrechen bereiten – Männer mit dünnen Armen und dicken Bärten, die Lastenvelos fahren, auf Laptops herumdrücken und zu duseligem Elektropop am Hafershake nippen, anstatt Murten gegen die elenden Burgunder zu verteidigen! Wo kommen wir untergehenden Abendländer da hin?

Résumé

Dans les discussions sur la signification et la finalité de certains monuments, une chose frappe : les débats portent justement sur certains monuments... et seulement sur eux. Ces objets sont considérés comme des signes isolés qui renvoient à quelque chose de très spécifique, généralement à une figure historique rejetée par les uns, approuvée par d'autres et laissant d'autres encore totalement indifférents.

S'il existe un consensus dans les sciences humaines et sociales récentes, c'est que les objets spécifiques doivent toujours être analysés dans leurs contextes spatiaux et temporels concrets. Alors qu'on épilogueait au XIX^e siècle sur d'exceptionnels chefs-d'œuvre comme s'ils flottaient dans le vide, aujourd'hui, les œuvres d'art et de culture sont analysées, entre autres, en fonction de leur emplacement. De même que nous avons appris à écouter au musée le murmure des œuvres entre elles, de même, dans l'espace urbain, devrions-nous mettre en relation la totalité de ses éléments les uns avec les autres.

Constellation, réception, interaction – tout débat sur les monuments qui n'inclut pas ces facteurs pêche par superficialité. D'une manière générale, il conviendrait de s'intéresser davantage aux modes de réception plutôt qu'aux seules références par trop rigides : X signifie Y. C'est tout. Non : nous voyons des monuments, nous lisons des livres, nous écoutons de la musique. Ce n'est que dans la communication que ce qui est communiqué prend naissance.

Dans le débat sur la pertinence de déboulonner, laisser tels quels ou remanier des monuments, celui ou celle qui ne réfléchit qu'en termes de oui/non passe à côté de la richesse de l'espace urbain – une richesse profondément ironique, dans la mesure où toutes les choses, une fois perçues dans leurs constellations, prennent un sens différent de celui qui leur est attribué.



Bubenberg wacht über Soldaten und ihre Pferde.
Aufnahme während des Landesstreiks 1918.



Das Bubenberg-Denkmal in seiner heutigen Umgebung am
Hirschengraben in Bern.



Die Bronzeplastik «Vertschaupet» von Schang Hutter in ihrer Bahnhof-Transit-Umgebung.

Schlimmer noch, zu Füßen Adrian I. von Bubenberg wird nicht mehr ehrfürchtig gekniet, nein, man mampft vielmehr, die yogagestraften Pobacken an sein Podest gedrückt, ein Sandwich aus der Beck Glatz Confiseur AG schräg gegenüber. Umgab einst ein metallener Zaun das Denkmal, um eine klare Grenze zum Pöbel zu markieren, so ist Adrian heute nahbarer. Gut also, dass der Sockel so heroisierend hoch ist – als Rücken- und Kopflehne sowie Schattenspender taugt er umso besser. Last, but not least: Was ist es, das der noch immer über uns entrückte Held gewahrt, wenn er den schlachtengeprüften Blick über Bern schweifen lässt? Nun, allzu weit kann er gar nicht schweifen. Interdiscount, Pizzeria, Supermarkt, Handyshop – vor Bubenberg ragt ein Nachkriegsbau auf, der den ganzen prosaischen Horror der Konsumkultur zusammenpfercht. Kurz: Das Umfeld Adrian I. von Bubenberg leistet bereits ganze Arbeit, was die Dekonstruktion des Denkmals betrifft.

Ein Denkmal für die Geschundenen im Bahnhofstransit

Als zweites Beispiel könnte man an den Bahnhof Biel denken. Vor dem neoklassizistischen Gebäude steht seit 1981 die Bronzeplastik «Vertschaupet» (1979–1980) von Schang Hutter. «Vertschaupet» ist Mundart und bedeutet «zertreten». Der Titel charakterisiert das Ensemble der cartoonartigen Figuren, die da stellvertretend für alle Zukurzgekommenen, Entrechteten, Geschundenen, Übersehenen stehen und liegen – übersehen, das werden sie in der Tat häufig, ist der Bahnhofsvorplatz doch für die meisten Menschen ein Ort des Transits, nicht des Verweilens. Die wenigen, die verweilen, sind im Grunde die, die Hutter darstellt – die Gescheiterten, die Trinker, die Vagabunden jeden Geschlechts. Was für eine Ironie des Schicksals, genauer: des «Machsals» (Odo Marquard).

Im Gegensatz zu Bubenberg dürfte Hutters Kunstwerk ganz nach dem Geschmack von Linksprogressiven wie auch mildtätigen Religiösen sein, zeigt es doch nicht nur die Schattenseiten der Macht, es befindet sich auch auf gleicher Augenhöhe wie die Betrachter. Wunderbar, hier haben wir es, das ideale demokratisch-egalitäre Kunstwerk! Allein, auch bei dieser Betrachtungsweise hätten wir das Objekt isoliert, es aus seinem Kontext gerissen, seine Wirkung auf idealistische Weise verabsolutiert und ausgeblendet, dass es Teil eines hybriden Gefüges ist.

So könnte ein kritischer Betrachter einwenden: In dieser Konstellation ist Hutter doch nur eines jener politisch korrekten Feigenblätter, mit dem sich der Kapitalismus so gerne schmückt! Direkt neben Hutters mahndem, zu Empathie anregendem Kunstwerk thront eine überdimensionierte Rolexuhr auf einer Stele. Ein paar Meter weiter befinden sich eine Filiale von McDonald's und eine von Western Union. McDonald's ist das Wahrzeichen des US-amerikanischen Kapitalismus, von «Shitty Little Jobs» und von coronarisikohöhernder Ernährung schlechthin, während Western Union und ähnliche Dienste für Auslandsüberweisungen mit Geldwäsche in Verbindung gebracht werden.

Rezeption ist Produktion: der wache Blick des Flaneurs

Was ist sinnvoller? Über McDonald's und Schang Hutter jeweils isoliert zu diskutieren oder die komplexe, schmutzige, widersprüchliche Realität in den Blick zu nehmen – eine Realität, in der sich die beiden einen Raum teilen und irgendwie interagieren müssen? Wie man im Museum gelernt hat, dem Getuschel der Werke untereinander zu lauschen, so sollte man auch im städtischen Raum die Gesamtheit seiner Elemente aufeinander beziehen. Konstellation, Kommunikation, Rezeption, Interaktion – jede Debatte über Denkmäler, die diese Faktoren nicht einbezieht, ist unterkomplex. Überhaupt wäre es angebracht, stärker auf Rezeptionsmodi statt nur auf starre Verweisungszusammenhänge zu fokussieren: X bedeutet Y. That's it. Nein – Denkmäler werden gesehen, Bücher werden gelesen, Musik wird gehört. Erst in der Kommunikation entsteht das Kommunizierte.

So ist es möglich, einem progressiven Denkmal mit derselben unkritischen Verehrung zu begegnen, die man einst Heroen wie Bubenbergs entgegenbrachte. Erneut könnte man der Versuchung erliegen, sich mit dem Referenten eines Symbols zu *identifizieren* – ohne es kritisch zu reflektieren und auf die eigenen blinden Flecken zu achten. Umgekehrt kann man einem regressiven oder anachronistischen Denkmal auf eine Weise begegnen, die konträr zu den Ursprungsintentionen steht. Man kann es ironisieren, man kann es ignorieren, man kann es aber auch als Sparringspartner für die eigene kritische Haltung oder als abgeschwächten Erreger für eine Immunisierung gegen die Fähnrisse der Vergangenheit wahrnehmen.

Mehr noch: Beflippfloppte Touristen sind temporäre Kommentartafeln, jede Form des Verkehrslärms ein Audio-guide, jedes Werbeplakat für Speiseeis kommt dem gleich, was man im Kunstbetriebsprech ein wenig hochtrabend «Intervention» zu nennen pflegt. Nicht die Entweder-Oder-Debatte, sondern erst der wache Blick des Flaneurs bringt die wahre Veränderung – Rezeption ist Produktion. Dem Flaneur, schrieb Walter Benjamin in «Die Wiederkehr des Flaneurs», «sind die glänzenden, emaillierten Firmenschilder so gut und besser ein Wandschmuck wie im Salon dem Bürger ein Ölgemälde, Brandmauern ihr Schreibpult, Zeitungskioske ihre Bibliotheken, Briefkästen ihre Bronzen, Bänke ihr Boudoir

und die Cafétterasse der Erker, von wo sie auf ihr Hauswesen herabsieht. Wo am Gitter Asphaltarbeiter den Rock hängen haben, ist ihr Vestibül und die Torfahrt, die aus der Flucht der Höfe ins Freie leitet, der Zugang in die Kammern der Stadt.»¹ Wer nur im Ja-Nein-Modus über Abreißen, Stehenlassen oder Neuaufstellen diskutiert, dem entgeht der von Benjamin beschworene, latente Reichtum des städtischen – aber natürlich auch dörflichen – Raums – ein Reichtum, der zutiefst ironisch ist, insofern alle Dinge, wenn man sie erst einmal in ihren Konstellationen wahrnimmt, eine andere Bedeutung annehmen, als die ihnen zugedachte.

DOI

10.5281/zenodo.4604993

Zum Autor

Jörg Scheller ist Kunstwissenschaftler, Journalist, Musiker und seit 2019 Professor für Kunstgeschichte im Departement Fine Arts der Zürcher Hochschule der Künste. Er forscht zu Körperkultur mit Schwerpunkt Bodybuilding, Ausstellungsgeschichte, Popkultur und Popmusik.



1 Benjamin, Walter (1981): Die Wiederkehr des Flaneurs, in: ders., Gesammelte Schriften III, hrsg. von Hella Tiedemann-Bartels, Frankfurt a.M., S. 196.

Frauen und Denkmäler

Allegorien, feministische Subjekte und historische Kollektive

Lina Gafner

Der Denkmallandschaft mangelt es weniger an weiblichen Körpern als an Frauen. Was repräsentieren Figuren wie die Helvetia oder die zahllosen mädchenhaften Musen? Warum sind sie überhaupt weiblich? Und ist der Frauengeschichte Genüge getan, wenn den Eschers und Tells auf den Sockeln ein paar weibliche Pendants gegenübergestellt werden?

Wir kennen die historischen oder legendären Männer, die wir kennen sollen: den opferbereiten Winkelried, den klugen von Flüe, den mutigen Tell, den erfolgreichen Escher und andere mehr. Sie verfügen über ein historisches Datum, über einen Abschnitt in der Geschichte, den sie überlieferungsgemäss prägten. Sie stehen für historische Brüche, für menschliche Handlungsfähigkeit, für Fortschritt: Ihnen wird zugeschrieben etwas getan, etwas gesagt und damit den Lauf der Geschichte verändert zu haben. Sie rufen dem (männlichen) Betrachter zu: Sei wie ich! Sei einzigartig! Sei frei in deinen Entscheidungen! Sei ein guter Bürger!

Nur wenige Frauenskulpturen, die uns im öffentlichen Raum begegnen, sind historische Subjekte. Die meisten sind in ihrer Gestaltung recht einheitliche weibliche Gesichter und Körper, meist teilweise nackte, symbolhafte und über der Geschichte schwebende Gestalten. Sie stehen nicht für den historischen Bruch, das historische Handeln, sondern im Gegenteil für bleibende und einende Werte, für Heimat und das zu verteidigende Territorium. Sie scheinen direkt einer männlichen Phantasiewelt entsprungen zu sein.

Helvetia: vom Einheitskörper zum feministischen Subjekt

Es ist kein Zufall, dass diese Idealfiguren Frauen sind: Als einheitsstiftende Identifikationsfiguren für republikanische Staatsgebilde konnten weder dynastische Darstellungen noch lokal verankerte historische Helden dienen. Allegorien übernahmen als weibliche Einheitskörper die Funktion allgemeiner, unparteiischer und unbesetzter Figuren, die eine kollektive Identifikation der männlichen Staatsbürger mit der Nation ermöglichten.¹ Für die Eidgenossenschaft erscheint die Figur der Helvetia bereits im 17. Jahrhundert in Inszenierungen und Texten und löst den zunehmend umstrittenen «einfachen Bauern» als Identifikationsfigur ab.² Doch Helvetia handelt nicht. Vielmehr spiegelt sie den Zustand der Eidgenossenschaft, indem sie am Handeln der Bürger leidet, erkrankt oder genest. Sie dient seither als geschichtsloses Symbol.

In Basel sitzt an der Mittleren Brücke die «Helvetia auf der Reise». Die Künstlerin Bettina Eichin hat die allegorische Repräsentantin der Schweiz 1980 als müde, nachdenkliche Figur mit Blick zur Grenze an den Rhein gestaltet. Diese Helvetia blickt auf die Welt, nicht über sie hinweg, verweigert sich der allegorischen Schweben und wird feministisches Subjekt (**Abbildung 1**).

1 Marchal (2007): S. 53-55.

2 Giltzmer (2007): S. 55-59.



Abbildung 1:
Bettina Eichin setzt 1980 die Helvetia als müde, nachdenkliche Frau an den Rhein. Sie holt sie vom Sockel und macht sie zum feministischen Subjekt.



Abbildung 2:
Am 14. Juni 2020, ein Jahr nach dem grossen Frauenstreik 2019, wurde das Welttelegrafendenkmal in Bern von der Gruppe EKdM (Eidgenössische Kommission dini Mueter) umgestaltet.

Umverteilung, Umnutzung, Umdeutung

Schon im 19. Jahrhundert verlangten Frauenorganisationen mehr weibliche Heldinnen im öffentlichen Raum und diese Forderung tauchte im Kontext einer jeden Frauenbewegung wieder verstärkt auf. Gertrud Stauffacher bekam schliesslich im Nationalratssaal einen Platz an der Seite des Tells: er als Symbol für die Tat, sie als Symbol für die gute Idee (die sie ihrem Mann eingegeben hat). Eine Statue von Dorothea von Flüe wurde im Jahr des ersten Frauenstreiks 1991 durch den Bund Katholischer Bäuerinnen gestiftet. Dorothea hatte zehn Kinder zur Welt gebracht, bevor ihr Mann Niklaus von Flüe beschloss, die Familie zu verlassen, um Eremit zu werden. Sie steht auf dem Friedhof von Sarnen, von drei Kindern umringt. Doch solche weibliche Heldinnen bleiben vereinzelte Punkte in der Landschaft.³

Seit den 1980er-Jahren hat sich die Tradition der subversiven Umdeutung und Umgestaltung bestehender Denkmäler etabliert. Männlichen Figuren werden Schürzen umgebunden und Puppen in die Arme gelegt. Farbe und ganz andere Themen als Krieg und Individualismus kommen ins Spiel, wenn sich Frauen Denkmäler aneignen und sie temporär umgestalten (**Abbildung 2**).

Der Mangel an weiblichen Statuen spiegelt zweifellos den gerade in der Schweiz hartnäckigen Ausschluss der Frauen aus der politischen Sphäre und aus dem Geschichtsbewusstsein. Initiativen wie «100Elles*», die anregen, weibliche Pionierinnen mit Strassennamen zu ehren, können eine gewisse Abhilfe schaffen und die Präsenz weiblicher Namen zur Norm erheben. Doch es stellt sich die Frage, ob der Frauengeschichte Genüge getan ist, indem einzelne Frauen ausgewählt, auf den Sockel gehoben und so den Eschers und Tells, den Repräsentanten einer männlich geprägten Erinnerungskultur, gegenübergestellt werden.

3 Kreis (2008): S. 365-377.

Geschichte der Frauen als eine Geschichte der Bewegungen

Hilfreich könnte hier Hannah Arendts Unterscheidung des agonalen und des assoziativen öffentlichen Raums sein, den die US-amerikanische Politphilosophin Seyla Benhabib 1994 in Erinnerung gerufen hat: Der agonale Raum ist ein Raum des Wettstreits um Beifall, ein Raum der Individualität, des einzelnen Bürgers und des Pioniers inklusive Namen und Lebensdaten auf dem Sockel. Der assoziative Raum hingegen ist ein Raum, in dem kollektives Handeln stattfindet, in dem sich Gleichgesinnte zusammenschliessen, Bezüge herstellen, solidarisch sind.⁴ Die Geschichte der Frauen ist immer auch eine Geschichte der Bewegungen gewesen. Jede Frau ist anders, ja, aber gemeinsam haben Frauen viel erreicht.

Das Verhältnis der Frauen zum öffentlichen Raum hat die Geschichte der Frauen strukturiert. Ein durch viele Formen des Ausschlusses geprägtes Verhältnis, das von der Verweigerung politischer Teilhabe über unterbewertete weibliche Stimmen im öffentlichen Diskurs bis zur Gewaltandrohung reicht. Denn auch heute noch wächst jede junge Frau mit der Warnung vor einsamen Strassen und dunklen Ecken auf. Frauen haben sich Zugang zu politischen Rechten, zu sozialer Absicherung und zum Recht, über ihren Körper zu bestimmen, erkämpft. Diese Kämpfe markierten immer auch ein neues Verhältnis zum öffentlichen Raum: Frauen verlangten Mitsprache, begannen Hosen zu tragen, Zigaretten zu rauchen, besetzten Plätze und zogen in Massen durch Strassen, sie stillten demonstrativ in der Öffentlichkeit und zeigten ihre Körper so, wie es ihnen gefiel.

Für die Frauenbewegungen ist kollektives, soziale und politische Grenzen übergreifendes Handeln immer wichtig gewesen. Doch wie können Frauen als kollektive historische Subjekte sichtbar gemacht werden? Und wie verändert sich der öffentliche Raum, wenn Frauen dort als Kollektive inszeniert und erinnert werden? Die Künstlerin Meredith Bergmann beispielsweise stellte in Boston oder auch in New York historische Frauenfiguren in Gruppen dar; sie holte sie von den Sockeln, setzte sie miteinander in Beziehung und in symbolische Interaktion (**Abbildungen 3 und 4**). Eine ausdrucksstarke und farbigere Präsenz von Frauen im öffentlichen Raum erscheint weltweit als *Feminist Street Art* an Strassenrändern und Hauswänden (**Abbildung 5**).

Wie könnte der Frauenstreik 2019 in der Schweiz erinnert werden? Die Bäuerinnen in den Liegestühlen? Der befreite Ausdruck in den Gesichtern der zahllosen Frauen, die durch die Strassen der Städte zogen, auf Verkehrssignale kletterten, den öffentlichen Raum ganz für sich reklamierten? Die politische Leistung, sich über vielfältige Gräben hinweg zu verbinden und für einen Tag das Gemeinsame hervorzuheben?

Résumé

Le paysage des monuments manque de femmes, mais pas de corps féminins. La plupart des sculptures de femmes que nous rencontrons dans l'espace public représentent des visages et des corps féminins assez uniformes dans leur conception, pour la plupart des figures emblématiques partiellement nues, flottant au-dessus de l'histoire. Elles ne renvoient pas à une rupture ou une action historique précise, mais symbolisent des valeurs durables et fédératrices, la mère patrie ou le territoire à défendre. Elles semblent tout droit sorties d'un monde imaginaire masculin.

Le manque de statues de femmes est sans aucun doute révélateur de l'exclusion des femmes de la sphère politique et de la conscience historique, qui a en Suisse la peau particulièrement dure. Au cours des cent dernières années, la revendication pour davantage de monuments en l'honneur de femmes est revenue à maintes reprises sur le devant de la scène. Mais la question se pose de savoir si choisir des femmes en particulier, les ériger sur un piédestal et les juxtaposer ainsi aux statues d'Alfred Escher et de Guillaume Tell, les représentants d'une culture du souvenir dominée par les hommes, rend suffisamment justice à l'histoire des femmes, qui est aussi une histoire de mouvements collectifs.

En fin de compte, il ne s'agit pas seulement de la représentation des femmes dans un paysage du souvenir façonné par une culture masculine de la commémoration. Nous devrions plutôt nous demander : qui détermine la façon dont on se souvient de l'histoire ? Faut-il pour ce faire de l'argent, de l'influence politique ou plutôt un comité de spécialistes ? Et, avant de chercher des noms importants, nous ferions bien de nous demander ce dont nous voulons nous souvenir, comment nous voulons le faire, et de quelle manière la mémoire doit façonner notre espace de vie. En bref : comment les femmes souhaitent rencontrer leur histoire au sein de l'espace public.

4 Benhabib (1994): S. 280.



Abbildung 3:
Vom Sockel geholt: Statuen der Dichterin Phillis Wheatley (1753–1784) und der zweiten First Lady und Vorkämpferin für Frauenrechte Abigail Adams (1744–1818) im «Boston Women's Memorial» von Meredith Bergmann.



Abbildung 4:
Drei Frauen, drei politische Handlungsfelder: Das 2020 eingeweihte «Women's Rights Pioneers Monument» von Meredith Bergmann im Central Park, New York, setzt Sojourner Truth (sprechend), Susan B. Anthony (organisierend) und Elisabeth Cady Stanton (schreibend) in Szene.



Abbildung 5:
Feminist Street Art inszeniert Frauen farbig, ausdrucksstark und vielfältig im öffentlichen Raum (Street Art in Bogotá, Kolumbien).

Es geht nicht nur um die Repräsentation von Frauen in einer durch männliche Erinnerungskultur geprägten Denkmallandschaft. Vielmehr sollten wir uns auch fragen: Wer bestimmt, wie Geschichte erinnert wird? Braucht es dafür Geld, politischen Einfluss, ein Komitee? Und wir sollten uns, bevor wir nach wichtigen Namen suchen, fragen, woran und wie wir uns erinnern wollen und wie die Erinnerung unseren Lebensraum prägen soll. Kurz: Wie Frauen ihrer Geschichte im öffentlichen Raum begegnen möchten.

•

Literatur

- Benhabib, Seyla (1994): Feministische Theorie und Hannah Arendts Begriff des öffentlichen Raums, in: Brückner, Margrit und Birgit Meyer (Hg.): Die sichtbare Frau. Die Aneignung der gesellschaftlichen Räume (Forum Frauenforschung 7), Freiburg i.B.
- Gilzmer, Mechtild (2007): Denkmäler als Medien der Erinnerungskultur in Frankreich seit 1944, München.
- Kreis, Georg (2008): Zeitzeichen für die Ewigkeit: 300 Jahre schweizerische Denkmaltopografie, Zürich.
- Marchal, Guy P. (2007): Schweizer Gebrauchsgeschichte. Geschichtsbilder, Mythenbildung und nationale Identität, Basel.
- Dolores Hayden (1996): The Power of Place: Urban Landscapes as Public History, Cambridge (Mass).

DOI

10.5281/zenodo.4604908

Links

www.100elles.ch
www.meredithbergmann.com

Zur Autorin

Lina Gafner ist promovierte Historikerin, Lehrbeauftragte an der Universität Bern und Projektleiterin von *Stadt.Geschichte.Basel*. Sie interessiert sich für Übergangszeiten und Umbrüche, für Wissenskrisen und soziale Bewegungen, für urbane und ländliche Räume. Ausserhalb der Forschung entdeckte sie ihre Freude an der Kulturvermittlung.



Bildessay

Hey Denkmal, wie lange willst Du noch bleiben?

Monument, combien de temps tiendras-tu encore ?

*Text: Daniela Dill, Typografie: Daniela Dill/Howald Biberstein
Kuration: Howald Biberstein, Einführungstext: Heinz Nauer*

Allein steht es da, als ostentatives Zeichen, geschaffen von Bildhauern, im Dienst dieser oder jener Ideologie, kann sich nicht rühren, auch nicht wenn die Tauben kommen, liest auf Twitter mit beim Schattenspenden, über Schneisen in der Landschaft von seinesgleichen, hat nichts gegen das Moos auf seinen Füßen, nichts gegen die Schüler, die auf seinem Sockel Kebab essen, nichts gegen die Stadtführerinnen, die mit nacktem Finger auf es zeigen, macht ja keinen Unterschied, will ja gesehen werden, Auskunft geben, Sparringpartner für die Menschen sein, es ist nun mal da, schmilzt nicht einfach so, ist nicht aus Schnee und Schokolade, wäre offen für Dialog, für Veränderung, will ja gar kein Held mehr sein, kann sich ja aber nicht selber auf den Kopf stellen, die Hand abschlagen, den QR-Code auf die Stirn kleben, die Tafel auf den Hintern schrauben, träumt nachts von Vorschlaghämmern.

Il se tient là, seul, comme un signe ostentatoire, façonné par des sculpteurs, au service de telle ou telle idéologie, ne peut pas bouger d'un pouce, même quand les pigeons se posent sur sa tête, il lit par-dessus l'épaule des gens tout en leur prodiguant de l'ombre, voit au loin l'un ou l'autre de ses pairs à travers les allées du parc, il n'a rien contre la mousse à ses pieds, rien contre les étudiants qui mangent des kebabs sur son piédestal, rien contre les guides de la ville qui pointent leur index sur lui, au contraire, il veut bien être vu, donner des informations, servir de sparring-partner pour les humains, il est simplement ici, ne fond pas comme ça, n'est pas fait de neige ou de chocolat, il serait même ouvert au dialogue, au changement, veut bien ne plus être un héros, mais ne peut guère se mettre tout seul à l'envers, ou se couper la main, se coller un code QR sur le front, se visser la plaque explicative sur le derrière, et la nuit, il fait des cauchemars, rêvant de masses qui le fracassent.

SCHNEE

REGEN

GRAS

MOOS

TAUBENKOT

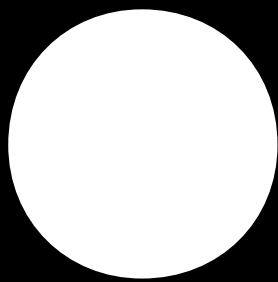
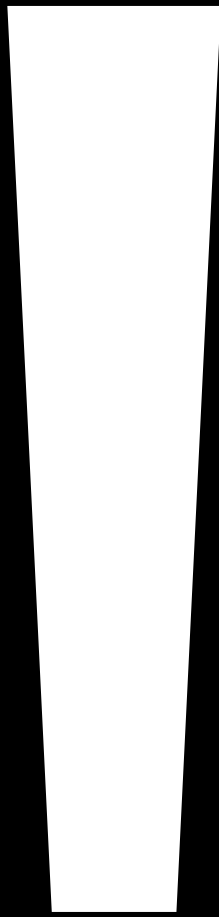
RÜCKEROBERUNG DER VERGESSENHEIT

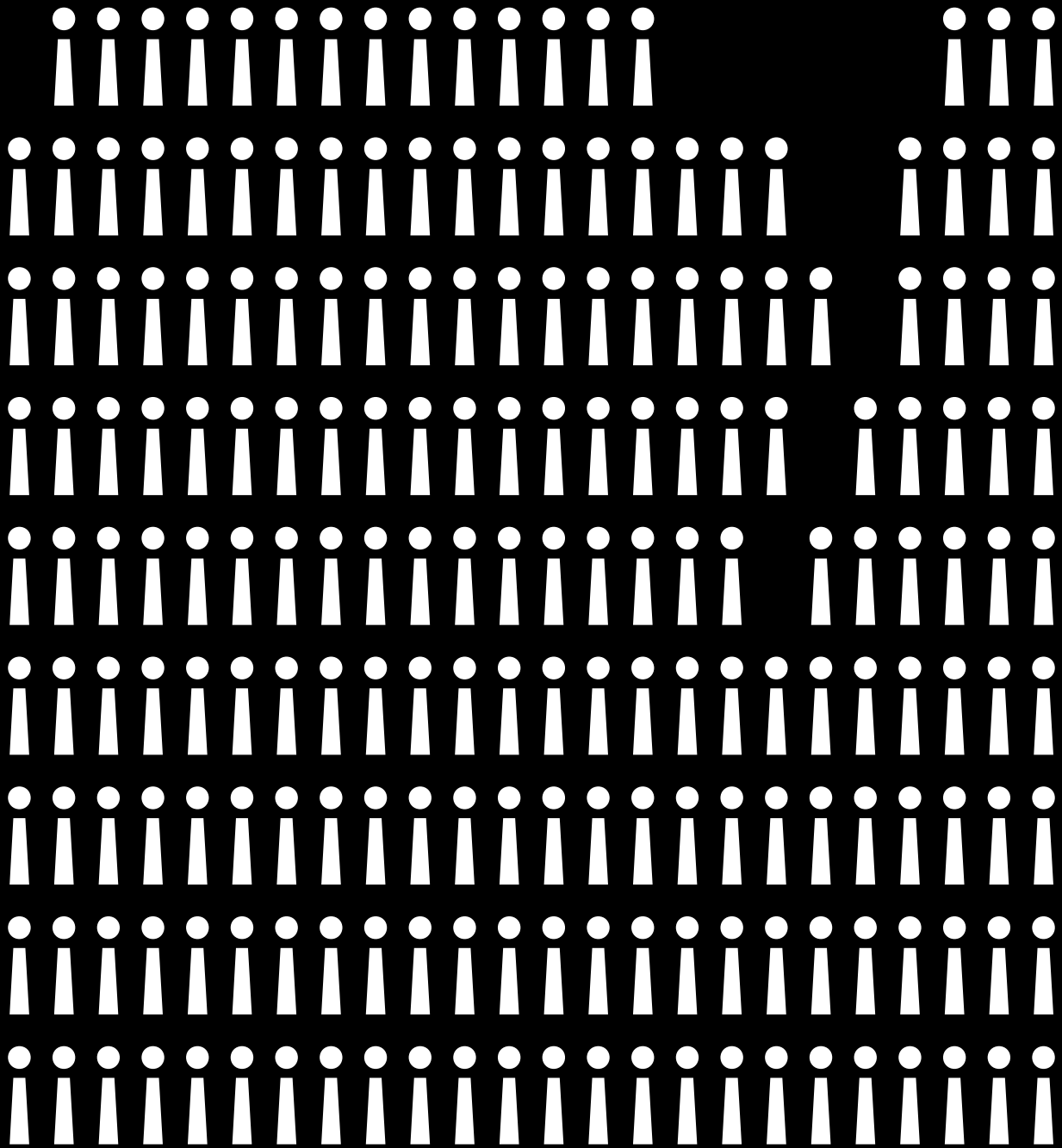
HEY, DENKMAL! WIE LANGE WILLST DU NOCH BLEIBEN? STEHST SCHON EWIG DA. WER BAUT DICH WIEDER AB?

HÄTTE MAN DICH DOCH AUS SCHNEE GEBAUT!
ODER MEINETWEGEN AUS EIS! DASS DU IRGEND-
WANN AUCH WIEDER VERSCHWINDEST.

WORAN SOLLST DU UNS DENN SO LANGE ERINNERN?
WENN NICHT AN DIE UNSICHTBARE SICHTBARKEIT?
AN DEN NEGATIVABDRUCK? AN DIEJENIGEN, DIE KEIN
DENKMAL ERHALTEN HABEN? AN DENEN SICH DER
EMPORKÖMMLING ABGESTOSSEN HAT?
EMPÖREND.

WER HAT DICH BEAUFTRAGT, UNS IM GEDÄCHTNIS
ZU BLEIBEN? UND IST DIR WOHL DABEI? ZEITEN
ÄNDERN SICH. VIELLEICHT SCHÄMST DU DICH JA
MITTLERWEILE? UND STEHST GEFANGEN IN DER
ERINNERUNG? IM EWIGEN SCHNEE VON GESTERN?
VON DER AUSSTELLUNG ZUR BLOSSSTELLUNG?
VIELLEICHT IST AUCH DIR GEDIENT, WENN WIR DICH
ABBAUEN?
WER WEISS.





DENKMAL

U

N

GLEICHHEIT

EIN
MONUMENT
ZER
FÄLLT

MO

MENT

NU

Un problème très ancien

Le traitement des statues impopulaires dans l'Antiquité tardive

Lorenz E. Baumer¹

Statuas quae undique sunt, abolendas, nomenque ex omnibus privatis publicisque monumentis eradendum.

Les statues sont partout à détruire, et les noms à supprimer sur tous les monuments publics et privés.

*Scriptores Historiae Augustae,
Vie de Commode, 20,3*

Le débat sur la manière de traiter les statues de personnalités problématiques remplit depuis un certain temps les quotidiens et les forums électroniques. Les colloques scientifiques et les débats politiques s'enchaînent, alors que des commissions ad hoc se penchent sur les cas concrets à la recherche d'une solution pragmatique. Dans le feu de l'action, on a tendance à oublier qu'il s'agit d'un problème récurrent tout au long de l'histoire et dont les débuts remontent déjà à l'Antiquité.

On pensera en premier lieu à la fameuse *Damnatio memoriae* (littéralement : « la damnation de la mémoire »). Mais le parallèle est probablement un peu trop rapide, car le terme ne remonte en effet qu'au XVII^e siècle et décrit en général la préoccupation des Romains concernant la réputation posthume. Les mesures que nous avons l'habitude de regrouper sous ce titre ne se limitaient pas à l'enlèvement, la mutilation ou la destruction des statues de la personne condamnée à l'oubli collectif, mais comprenaient toute une gamme de possibilités, comme la suppression du nom dans les listes officielles (*fasti*) et dans les inscriptions commémoratives, l'interdiction d'exposition publique de masques de cire du condamné lors de funérailles aristocratiques, la confiscation ou la destruction de ses écrits, l'expropriation ou l'annulation du testament, ou encore l'inscription de son anniversaire dans les listes officielles des jours de mauvais augure pour le peuple romain (*dies nefasti*). Ce dernier élément illustre en même temps l'attention que l'on portait à ancrer la condamnation en tant que telle dans la mémoire publique.

1 Je remercie Patrizia Birchler Emery pour la relecture du texte.



(fig. 1)
Les torsos des deux statues à leur emplacement de découverte, alignés au pied du mur du bassin froid.

La destruction d'une statue n'était pas nécessairement le résultat d'une action politique, voire juridique, mais pouvait avoir lieu aussi d'une manière plus ou moins spontanée, même si probablement souvent organisée par des intéressé·e·s. Comme le mentionne Pline le Jeune dans un passage de son *Panegyrique de Trajan* (52, 4, 5) pour la fin du règne de l'empereur Domitien (81-96 apr. J.-C.) : « ses innombrables statues d'or, la destruction et la ruine les ont sacrifiées à la joie publique. On prenait plaisir à briser contre terre ces têtes pleines d'arrogance, à les presser du fer, à les maltraiter avec la hache, comme si chaque coup devait être suivi de sang et de souffrance. Personne qui fût assez capable de maîtriser sa joie et l'allégresse longtemps attendue pour ne pas considérer comme une vengeance de voir ces corps mutilés, ces membres mis en pièces, enfin ces images effrayantes et horribles jetées et fondues aux flammes, afin que, au sortir de cette terreur menaçante, le feu les fît tourner à l'usage et au plaisir des hommes ».

Statues païennes mises à mal

C'est ce même sort que subirent les sculptures à l'avènement du christianisme, en particulier durant la deuxième moitié du IV^e siècle. En 313, l'édit de Milan de Constantin avait accordé « aux chrétiens la liberté la plus complète, la plus absolue de pratiquer leur culte ; et, puisque nous l'accordons aux chrétiens [...] les autres doivent posséder le

Zusammenfassung

Die Frage, wie mit missliebigen Statuen umzugehen ist, reicht bis in die Antike zurück. Wenn man dabei an die Damnatio memoriae der Römer denkt, die als fester Begriff allerdings erst im 17. Jahrhundert auftaucht, so ist damit nur eine von mehreren Möglichkeiten erfasst. Auch die von den Kirchenhistorikern überlieferten Zerstörungen «heidnischer» Statuen dürften eher die Ausnahme als die Regel gewesen sein.

Archäologische Funde belegen, dass die frühen Christen die Bildwerke durchaus differenziert behandelten, wobei es unter anderem darum ging, die in den Statuen vermuteten Geister zu bannen. Neben eigentlichen Bestattungen finden sich etwa die Kastration oder das Eingravieren von Kreuzen, wobei auch die Aktualisierung einer Statue, bei der man einfach das Porträt ersetzte, durchaus üblich war. Die Skulpturen wurden auf öffentlichen Plätzen oder in Badeanlagen neu gruppiert, um die glorreiche Vergangenheit der Städte erlebbar zu machen, doch ist von den Diskussionen, die damals sicher nicht weniger engagiert als heute geführt wurden, leider nichts überliefert.

même droit » ; mais cette tolérance mutuelle trouva sa fin définitive en 391 par un édit de l'empereur Théodose I^{er} interdisant aux païens la fréquentation des temples et prescrivant leur fermeture. D'après les témoignages des historiens de l'Église, ce ne fut que quelques mois plus tard que Théophile, évêque d'Alexandrie, attaqua avec une horde de chrétiens la statue de culte colossale de Sarapis : « Après qu'on eut arraché la tête [de la statue], une bande de rats se précipita au-dehors, car le dieu des Égyptiens était un nid à rats. Après l'avoir réduit en petits morceaux, ils jetèrent ceux-ci au feu et traînèrent la tête à travers toute la ville, sous les regards de ses dévots qui se moquaient de la faiblesse de l'objet de leur dévotion » (Théodoret de Cyr, *Histoire ecclésiastique*, V, 22, voir aussi Rufin d'Aquilée, *Histoire ecclésiastique*, II, 23-24 et 27-30).

Dans d'autres parties de l'Empire romain également, les statues de dieux païens surtout, même si pas uniquement, faisaient l'objet d'attaques chrétiennes. En Gaule, ce privilège appartient en particulier à Saint-Martin de Tours, qui s'était converti au christianisme après une carrière militaire et fut nommé en 371 évêque de Tours. Dans cette fonction, il sillonnait le territoire de la Gaule pour convertir les paysans qui adhéraient toujours aux anciens cultes et s'engageait à remplacer les sanctuaires païens par des églises. Selon Sulpice-Sévère qui nous rapporte sa vie, nous le trouvons aussi agir contre l'idolâtrie, un engagement qui demandait assez régulièrement l'appel à l'aide divine : dans un certain village, « il y avait une colonne d'une masse énorme, que surmontait une idole. Martin songeait à la renverser ; mais il ne disposait d'aucun moyen matériel pour réaliser ce projet. Alors, selon sa coutume, il se tourna vers la prière. Et l'on vit, le fait est certain, une sorte de colonne, à peu près de même dimension, tomber du ciel, écraser l'idole, réduire en poussière toute cette masse de pierre inexpugnable » (Sulpice Sévère, *Dialogues* IX, traduction Paul Monceaux).

Sans vouloir multiplier les exemples d'iconoclasme chrétien des IV^e et V^e siècles, l'image que dressent les sources littéraires est celle d'une destruction conséquente et violente des anciennes statues païennes et donc d'un véritable « clash of cultures ». Mais il faut souligner que cette image est biaisée par les intérêts des historiens de l'Église et, par conséquent, au moins en partie trompeuse, ne mettant en réalité en avant que des événements exceptionnels. Les découvertes de statues dans des contextes archéologiques de cette même période documentent que la destruction des anciennes œuvres n'était pas le seul moyen de se débarrasser des sculptures problématiques.



(fig. 2)
Tête d'Auguste avec
croix engravée sur le front.
Ephèse, Musée.



(fig. 3)
Fragments de statues en
bronze d'Avenches.

Un certain respect pour le patrimoine sculpté

En été 2011, des fouilles archéologiques dans l'insula 13 de l'antique *Forum Claudii vallensium*, aujourd'hui Martigny, mirent au jour les torsos soigneusement enfouis de deux statues en marbre, l'une représentant Apollon avec sa cithare et l'autre Hercule se reposant sur sa massue (fig. 1). À deux pas de distance, d'autres fragments de ces mêmes œuvres avaient été jetés sans aucun soin dans une légère dépression du terrain. Le contexte général indique que le dépôt, soigneux pour les torsos et négligé pour les fragments, remonte au plus tôt à la fin du IV^e siècle. C'était une période où le christianisme s'était déjà fermement implanté dans la ville, comme l'atteste la construction, vers le milieu du IV^e siècle, de la première chapelle chrétienne à Martigny qui devint au plus tard à partir de 381 apr. J.-C. le premier siège épiscopal du Valais.

Le dépôt soigneux des sculptures, qui est documenté aussi ailleurs dans l'ensemble du bassin méditerranéen, atteste d'un certain respect des chrétiens vis-à-vis des anciennes œuvres sculptées. On remarque dans le cas de Mar-

tigny en même temps l'absence des têtes, qui furent soit déposées ailleurs, soit, ce qui semble plus probable, brisées en miettes et dispersées comme celle du Sarapis d'Alexandrie. On ajoutera à cela l'observation que la statue d'Apollon fut – sans doute bien avant son enfouissement – l'objet d'une castration, alors que l'Hercule fut épargné de cette même mesure, protégé probablement par son rôle héroïque qu'il avait aussi conservé chez les chrétiens. On peut dès lors déduire que les deux œuvres n'ont pas été immédiatement détruites, mais qu'elles sont restées visibles, au moins pour une certaine période, après l'arrivée du christianisme au Valais. Ce n'est que dans une deuxième étape que les statues furent brisées et enfouies dans la terre.

La destruction des œuvres n'était en effet que l'ultime moyen pour se défaire des anciennes sculptures : à part la mutilation du sexe, donc littéralement la castration, une autre mesure courante était de bannir les démons qu'on imaginait habiter les sculptures en gravant des croix sur les pièces, de préférence dans les yeux et/ou sur la bouche ou le front (fig. 2). Ces interventions permettaient de fait de conserver les sculptures pour leur valeur patrimoniale sans passer à leur destruction complète.

La sculpture antique est donc bel et bien restée présente dans l'espace privé et public, et ce bien au-delà de la fin des traditions païennes. Cela est documenté par exemple dans le cas du forum de Timgad (Algérie) où l'on a rassemblé, comme l'attestent les bases conservées, un grand nombre d'œuvres sculptées des périodes précédentes. Il s'agit, comme dans d'autres cas similaires, de statues de dieux, d'empereurs et de citoyens méritants. Le forum de Timgad, qui est resté un lieu d'activité publique, s'est transformé par cette mesure petit à petit en un lieu de commémoration de la grande histoire de la ville.

De nouvelles têtes sur d'anciens corps

Une autre façon de conserver les sculptures était leur réactualisation, opérée par le remplacement de l'inscription sur la base et surtout de la tête par celle d'une personnalité d'actualité. Ce fut par exemple le cas d'une statue honorifique d'un citoyen inconnu du II^e siècle d'Aphrodisias (Turquie), qui reçut deux siècles plus tard le portrait d'un certain Alexandros, gouverneur de la ville au IV^e siècle. Ce même procédé fut appliqué à la statue honorifique d'une femme assise à Éphèse : au IV^e siècle, l'œuvre fut réutilisée, de même qu'une bonne centaine d'autres sculptures, pour décorer des bains publics près de l'agora. Le financement de la rénovation des bains fut assuré par une certaine Scholastika, femme visiblement fortunée et dont le portrait remplaça celui d'époque impériale.

Les sources écrites ne nous parlent malheureusement pas des discussions, sans aucun doute parfois engagées, que les sculptures suscitaient parmi les habitants. Mais l'archéologie atteste de l'utilisation différenciée et visiblement réfléchie de sculptures païennes durant l'Antiquité tardive,

ce que les quelques exemples cités plus haut ne peuvent représenter que de manière incomplète. Ils suffisent néanmoins pour illustrer que la destruction et l'enfouissement des anciennes statues n'étaient que deux options parmi tant d'autres. Le fait qu'une infime partie seulement des statues qui décoraient les bâtiments, jardins et espaces publics et privés durant l'Antiquité nous est parvenue est dû, dans la très grande majorité des cas, non pas à un combat idéologique, mais tout simplement à la récupération du matériau : c'est pour cette raison que seuls de minuscules fragments des innombrables statues en bronze et en marbre qui documentèrent pendant des siècles la culture et l'histoire des villes romaines, et cela aussi en Suisse, ont été retrouvés (fig. 3).

Références

- Baumer, Lorenz E. (2018) : Hercule et Apollon à Martigny – Destins de deux sculptures antiques en Suisse occidentale, in : Bulletin de la Société nationale des antiquaires de France, pp. 127-141.
- Kristensen, Troels Myrup (2013) : Making and Breaking the Gods. Christian Responses to Pagan Sculpture in Late Antiquity, Aarhus University Press.
- Spieser, Jean-Michel (2017) : Réflexions sur l'abandon de la statuaire dans l'Antiquité tardive, in : Canetti, Luigi (éd) : Statue. Ritualia, scienza e magia dalla Tarda Antichità al Rinascimento, Mircologus Library, t. 81, Florence, pp. 123-144.

Liens

L'Unité d'archéologie classique propose le cours « À l'avènement du christianisme : l'archéologie des derniers païens » (gratuit en ligne, MOOC) : www.coursera.org/learn/archeology

DOI

10.5281/zenodo.4604904

L'auteur

Lorenz E. Baumer est professeur ordinaire d'archéologie classique au Département des sciences de l'Antiquité de l'Université de Genève. Spécialiste de la sculpture grecque et des sanctuaires ruraux, il a publié par ailleurs de nombreuses études sur le portrait et la peinture hellénistiques, les sarcophages romains, la Grèce de l'époque impériale et de l'Antiquité tardive ainsi que sur la réception de la sculpture antique à l'époque moderne.



Das Denkmal der Zerstörung

Von Sargon
von Assyrien
bis zum
«Islamischen
Staat»

Mirko Novák und Mohamad Fakhro

In sorgfältig inszenierten Bildern von der Zerstörung antiker Statuen und anderen Kulturgütern führte der «Islamische Staat» vor einigen Jahren der Welt die Machtlosigkeit all derer vor Augen, die mit Entsetzen auf diese Barbarei reagierten. Die öffentliche Zelebrierung der Zerstörung von Denkmälern findet viele weitere Beispiele, die weit in die Antike zurückreichen. Nicht selten wurden die Akte der Zerstörung dabei selbst als performative Denkmäler ins Bild gesetzt.

Schlimme Bilder gingen 2015 und 2016 um die Welt: die Sprengung des Bel-Tempels in Palmyra, die Zerstörung des Tempelturmes des assyrischen Kriegsgottes Ninurta in Nimrud, die Zerschlagung antiker Statuen im Museum von Mossul und das Ausmeißeln der Gesichter monumentaler assyrischer Laibungsfiguren in Ninive durch die bärtigen Terroristen des sogenannten «Islamischen Staates (IS)» in Syrien und dem Irak (**Abbildungen 1 und 2**).

Der eigentliche Grund lag darin, einen Gegenpol zur nationalistischen Identitätsbildung der Baath-Regime zu setzen, die sich auch auf die vorislamische Kultur Syriens und des Irak beriefen. Vorgeblich ging es den Fundamentalisten aber darum, das Bilderverbot des Islam rigoros umzusetzen und die vermeintlichen «Götzenbilder» zu zerstören. Nimmt man die entsprechenden Gebote im wörtlichen und damit salafistischen Sinne ernst, sollte eigentlich jegliche Abbil-

derung von Menschen verpönt sein. Allerdings wurden nicht nur die Taten, sondern auch die Täter von den Medienprofis des «IS» in bester Bildqualität festgehalten und geradezu zelebriert. Die Paradoxie einer bildlichen Darstellung des Durchsetzens von Bilderverboten wurde dabei geflissentlich ignoriert, denn die Kraft der Bilder war für den «IS» zu verlockend: So liess sich aller Welt die eigene Macht und die Machtlosigkeit all derer, die mit Entsetzen auf diese Barbarei reagierten, vor Augen führen. Die Denkmalzerstörung als performatives Denkmal, das über die Bildschirme der Welt flimmerte!

Die Rechnung des «IS» ging zumindest zeitweise auf, ein kurzzeitiger propagandistischer Erfolg war durchaus gegeben: Nicht wenige, zumeist junge Menschen in aller Welt liessen sich von dieser vermeintlichen Machtdemonstration beeindrucken und folgten dem Lockruf des Terrorregimes. Doch war dieses Mittel auch originell? Bilderverbote und Bilderstürme erlebte die Menschheit in ihrer Geschichte schliesslich immer wieder. Wie stand es nun mit der Zelebrierung derselben?

Statuen als Götter

Gleiche Bühne, andere Zeit: Im Jahre 714 v. Chr. führte der assyrische König Sargon II. (721–705 v. Chr.) einen Feldzug gegen einen seiner grössten Feinde: Rusa, Sohn des Sarduri und König des Landes Urartu, das im Osten der heutigen Türkei, in Armenien und im Nordwesten des Iran lag. Assyrien selbst erstreckte sich im Norden des antiken Mesopotamiens, hatte zu diesem Zeitpunkt jedoch bereits weite Teile Vorderasiens, inklusive des benachbarten Babylonien, erobert. Wiewohl es Sargon gelang, Rusa in einer Feldschlacht zu besiegen, hielten die urartäischen Städte und Burgen allen assyrischen Belagerungen stand. Auf dem Rückweg überfielen die Assyrer die Hauptstadt des kleinen, weitgehend unbedeutenden Pufferstaates Musasir im Zagrosgebirge, zerstörten den dortigen Tempel und zerschlugen das Bild des dort verehrten Gottes Haldi. Diese Tat liess Sargon in einem grossen Relief auf einem Orthostaten darstellen, das fortan einen Raum seines Palastes in der neu errichteten assyrischen Hauptstadt Dur-Scharrukin schmückte (**Abbildungen 3 und 4**).

Damit wurde der performative Akt der Zerstörung einer Götterstatue im wahrsten Sinne «in Stein gemeisselt» und verewigt. Alle Bediensteten des Palastes, alle dort tätigen Beamten der Reichsspitze, alle zur Audienz zugelassenen Untertanen, aber auch alle Vasallenfürsten, die zur Übergabe des jährlichen Tributes vor den König treten mussten, viele ihrer Familienangehörigen, die als Geiseln am assyrischen Hof lebten, sowie Botschafter und Spione ausländischer Mächte konnten und mussten sich auf diese Weise die hier verherrlichte Aktion vor Augen führen lassen.

Die Darstellung von erfolgreichen assyrischen Feldzügen, siegreichen Belagerungen, der Bestrafung von Feinden und Aufständischen sowie des Empfangs von Tribut und Beute auf solchen farbig bemalten Orthostaten gehörten zum üblichen Repertoire der bildhaften Innenausstattung

Résumé

Il y a quelques années, des images terribles ont fait le tour du monde montrant des djihadistes de l'« État islamique » saccageant des statues antiques dans le musée de Mossoul et martelant le visage de monumentales figures assyriennes d'un relief à Ninive.

La célébration publique de la destruction de monuments trouve de nombreux exemples au cours de l'histoire : ainsi, en l'an 714 avant J.-C., les troupes assyriennes du roi Sargon II ont assailli la capitale de Musasir, dans les monts Zagros, y ont détruit le temple et brisé l'image du dieu Haldi, qui y était vénéré. Sargon II a fait représenter cette scène sur un grand orthostat servant dès lors de décor dans une pièce de son palais. Ainsi, l'acte de détruire la statue d'un dieu était à son tour gravé dans la pierre et immortalisé, dans une sorte de mise en abyme. Plus de 2700 ans plus tard, en 2003, après la conquête de l'Irak par les troupes américaines, on a pris soin de s'assurer que les caméras de télévision étaient prêtes lorsqu'on a entrepris de renverser les statues monumentales de l'ex-dictateur déchu Saddam Hussein, qui était alors toujours en fuite.

Un certain caractère tragique est inhérent à ces images de destruction : la représentation de la destruction du temple de Musasir et de la statue de Haldi par le roi Sargon a été perdue dans le Tigre après son excavation par des archéologues français au XIX^e siècle. Les images des statues de Saddam Hussein renversées sont vues avec une certaine amertume par de nombreux Irakiens aujourd'hui, même si presque personne ne souhaite le retour de l'ancienne dictature. Et les images de l'« État islamique » sont également perçues aujourd'hui, même dans les pays où elles ont été réalisées, comme l'expression d'une barbarie effrénée et d'une violence contre sa propre culture et son identité.



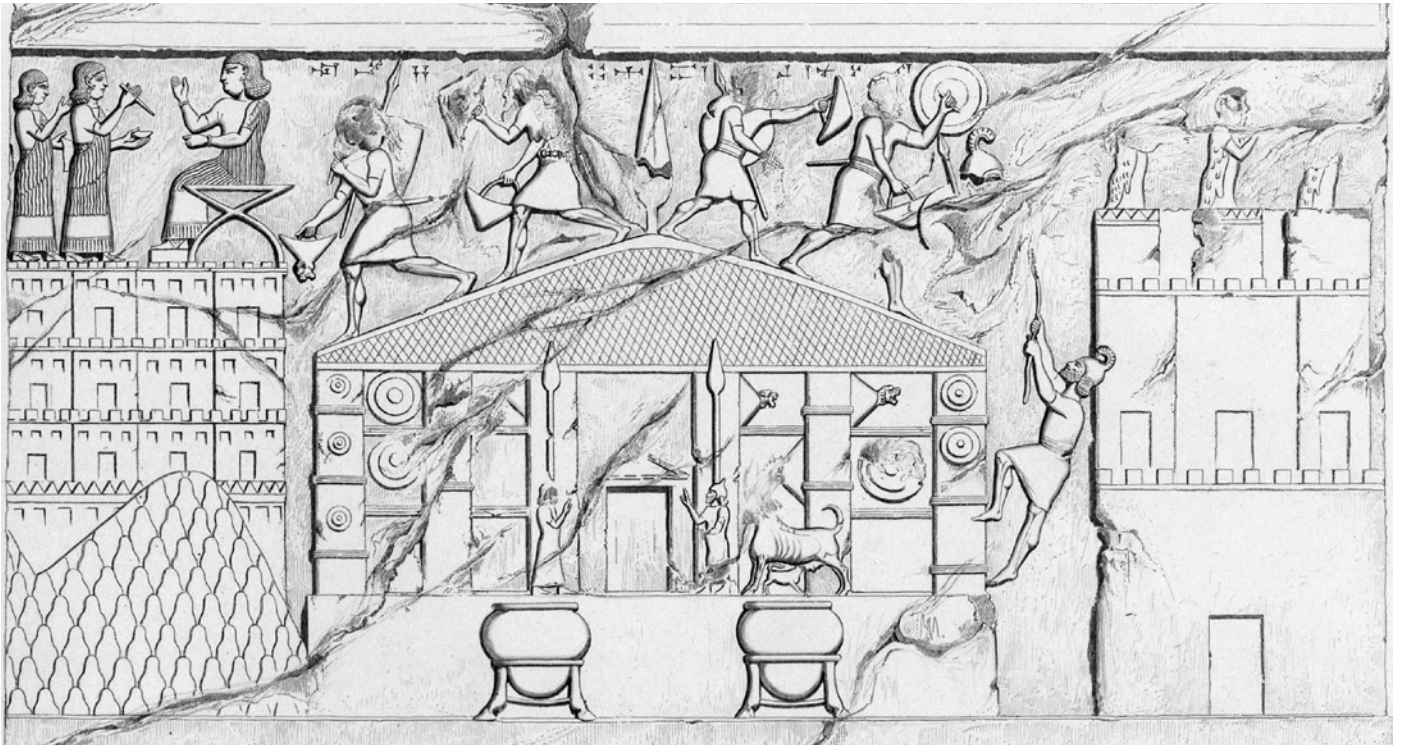
1



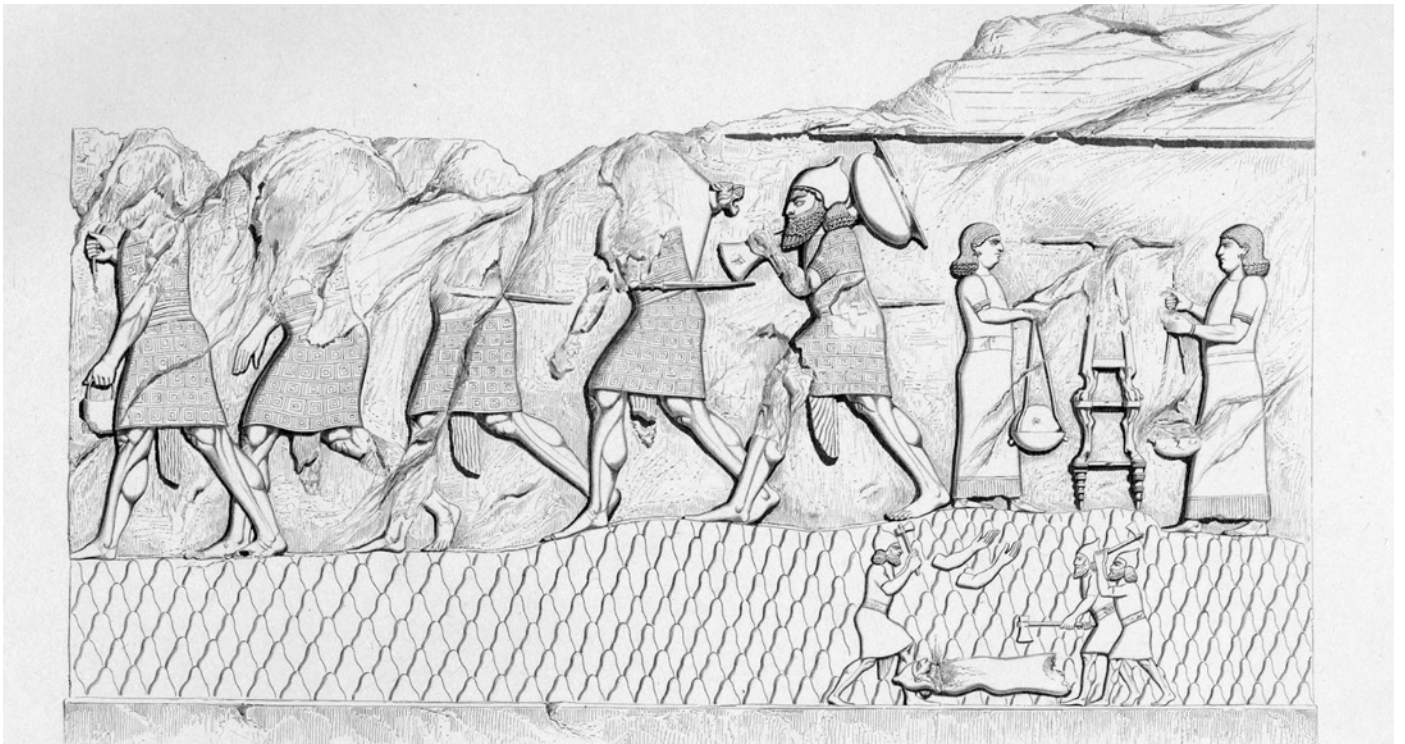
2

Abbildung 1:
Zerstörung eines Orthostatenrelief im assyrischen Palast von Kalhu.
Veröffentlicht von der Nachrichtenagentur des «Islamischen Staates» am 11.4.2015.

Abbildung 2:
Zerstörung einer Lamassu-Laibungsfigur im assyrischen Nergal-Stadtort in Ninive.
Veröffentlicht von der Nachrichtenagentur des «Islamischen Staates» am 26.2.2015.



3



4

Abbildung 3:
Die Plünderung des Tempels des Gottes Haldi in Musasir durch assyrische Soldaten.
Zeichnung eines Reliefs aus dem Palast Sargon II. (721–705 v. Chr.) in Dur-Scharrukin (Horsabad).
Original im Tigris verloren.

Abbildung 4:
Die Zerschlagung der Statue des Gottes Haldi durch assyrische Soldaten.
Zeichnung eines Reliefs aus dem Palast Sargon II. (721–705 v. Chr.) in Dur-Scharrukin (Horsabad).
Original im Tigris verloren.



Abbildung 5:
Die Darstellung der Deportation von zwei Götterbildern.
Relief aus dem Palast Tiglath-Pileasers III. (745–727 v. Chr.) in Kalchu (Nimrud).
British Museum.

assyrischer Paläste. Ungewöhnlich und ausgesprochen selten jedoch ist die bildliche Wiedergabe der Zerstörung einer Götterstatue. Schon der Akt selbst entsprach eher nicht dem üblichen Verfahren: Nach der Eroberung einer feindlichen Stadt entführte man in aller Regel die Götterbilder aus den Tempeln und brachte sie unversehrt nach Assyrien, wo sie einen Platz in einem der Heiligtümer Assurs, Kalchus, Arbils oder Ninives fanden (**Abbildung 5**).

Der Grund hierfür lag darin, dass man in diesen Statuen nicht einfach nur Bilder der Götter sah, sondern deren Manifestationen. In der assyrischen Terminologie ist folglich auch nicht von «Bildern» die Rede, sondern von den «Göttern» selbst, die man deportierte. Die Zerstörung eines solchen Bildwerkes kam daher einem Sakrileg, dem gewaltsamen Akt gegen die Gottheit selbst gleich. Die polytheistische Religion der Assyrer kannte zwar das Supremat des Nationalgottes Assur und der grossen Götter des mesopotamischen Pantheons, schloss jedoch keine weiteren Götter aus, seien sie noch so exotisch und stammten sie aus noch so entlegenen, fremden Gebieten. Genau deswegen behandelte man sie – und damit auch ihre Statuen – in aller Regel mit einem gewissen Respekt und deportierte sie im Falle der Zerstörung ihrer Heimat nach Assyrien.

Die Zerstörung eines Gottes

Warum aber behandelte man nun den Gott Haldi von Musasir in solch eklatant untypischer Art? Nun muss man wissen, dass der Tempel zwar in einer kleinen Stadt lag und diese wiederum zu einem weitgehend unbedeutenden Kleinfürstentum gehörte, das niemals auch nur wert war, als echter Feind des Assyrischen Reiches ernst genommen zu werden. Aber komplexe und komplizierte historische Entwicklungen hatten dazu geführt, dass der Gott Haldi vom benachbarten Reich Urartu – das sehr wohl ein ernstzunehmender Rivale Assyriens war – als Nationalgott angesehen und sein Tempel, wiewohl er ausserhalb Urartus lag, von den urartäischen Königen mit grosser Fürsorge behandelt und reich ausgestattet wurde.

Dies nun erklärt, warum Sargon nach seinem letztlich ergebnislosen Feldzug gegen Urartu seinen Ärger hierüber an der Achillesferse seines Gegners austobte: dem quasi schutzlosen Tempel des höchsten urartäischen Gottes! Mit der Zerstörung seines Bildwerkes, und damit seiner Manifestation, konnte Sargon zumindest auf symbolischer und ideologischer Ebene den von ihm angestrebten schweren Schlag gegen Urartu vollenden. Dafür nahm der assyrische König sogar die unterschwellige Sorge um eine mögliche Rache des geschändeten Gottes in Kauf. Und wenn auch

der Akt selbst für die wenigen Überlebenden des Massakers von Musasir eine für ihr weiteres Leben prägende Erfahrung darstellte, galt es doch, ihn einem viel grösseren Publikum zu präsentieren. Dies liess sich nur durch seine Darstellung in einem Bildwerk bewerkstelligen.

Die Tragik der Bilder

Die öffentliche Zelebrierung der Zerstörung von Denkmälern hat eine lange Geschichte und findet viele Beispiele: Die Statue eines assyrischen Beamten aus Til Barsip im Nationalmuseum von Aleppo wurde nach dessen Absetzung absichtlich zerstört. Mit der Christianisierung wurden antike Götterbilder zerschlagen, der byzantinische Ikonoklasmus führte zur Vernichtung zahlreicher Ikonen, Mohammad liess Götzenbilder aus der Kaaba entfernen, der protestantische Bildersturm mündete in der Beseitigung von Wandmalereien und Statuen aus den Kirchen – um hier nur die uns bekanntesten zu nennen.

Der Akt selbst war – ob seiner symbolischen Wirkung – fast ebenso wichtig wie seine Zielsetzung und seine Folgen, und in einigen Fällen fand man auch Wege, ihn selbst darzustellen und zu verewigen. So achtete man 2003, nach der Eroberung des Irak durch US-amerikanische Truppen, tunlichst darauf, dass die Fernsehkameras bereitstanden, als man sich daran machte, die monumentalen Standbilder des entmachteten, damals noch untergetauchten Ex-Diktators Saddam Hussein zu stürzen. Die entsprechenden Bilder gingen um die Welt und sollten das erfolgreiche Ende einer Mission und den Beginn eines neuen Zeitalters dokumentieren.

Es liegt in der Tragik solcher Bilder, dass sie von der Geschichte bisweilen eine neue Deutung erhalten. Nach zwei Jahrzehnten Bürgerkrieg sehen nicht wenige Irakis die Bilder heute mit einer gewissen Bitterkeit, auch wenn sich kaum jemand die alte Diktatur zurückwünscht. Auch die Bilder des «IS» werden heute selbst in den Ländern, in denen sie entstanden, als Ausdruck einer ungehemmten Barbarei und der Gewalt gegen die eigene Kultur und Identität gesehen. Die Bilder Sargons jedoch werden heute noch als hochwertige Erzeugnisse einer antiken Kunst in Museen bewundert. Nur nicht die Darstellung der Zerstörung des Tempels von Musasir und der Statue des Haldi: Diese Reliefplatte ging nach ihrer Ausgrabung durch französische Archäologen im 19. Jahrhundert beim Versuch, sie nach Paris zu verschleppen und ihr im Louvre eine neue Heimat zu geben, im Tigris verloren.

DOI

10.5281/zenodo.4614577

Zu den Autoren

Mirko Novák ist Professor für Vorderasiatische Archäologie an der Universität Bern. In seiner Forschung befasst er sich unter anderem mit der Archäologie Mesopotamiens, Anatoliens und der Levante, der Sozialökonomie des Alten Orients und Architekturanalysen.

Mohamad Fakhro ist Projektmitarbeiter am Institut für Archäologische Wissenschaften der Universität Bern und ehemaliger Zweiter Direktor der Antiken- und Museumsbehörde in Aleppo. In seiner Berner Dissertation befasste er sich am Beispiel des Nationalmuseums in Aleppo mit Strategien für die Rekonstruktion von Museen in kriegsversehrten Gegenden.



Sperrige Relikte unter Denkmal- schutz:

Umdeutung und Aneignung von Panzer- sperren

Simon Graf, Florian Wegelin¹

¹ Dieser Beitrag stützt sich auf Daten (Interviews, Feldnotizen, Bilder), die im transdisziplinären Forschungsprojekt «Materialisierte Erinnerungen (in) der Landschaft» an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) erhoben wurden. Ausgangspunkt sind verschiedene Feldbegehungen, die wir zu zweit oder in Form von Videowalks mit verschiedenen Akteurinnen und Akteuren seit Herbst 2019 durchführen. Wir bedanken uns bei Projektleiter Sönke Gau für die kritische Durchsicht des Beitrags.





Schrebergarten bei Frick

Was tun mit diesen sperrigen Relikten? Panzersperren sind militärisch seit Jahrzehnten obsolet. Im Zuge ihrer «Denkmalwerdung» seit den 1990er-Jahren öffneten sich neue Räume und Formen ihrer Aneignung: Panzersperren sind Orte für die Erhaltungsarbeiten militärhistorischer Vereine genauso wie für das Spiel von Kindern und Jugendlichen oder künstlerische Arbeiten. Im jeweiligen Umgang mit den Denkmälern in der Landschaft wird auch deren historische Dimension mit neuen Geschichten überlagert.

Ende der 1980er-Jahre wurde in der Schweiz über die Abschaffung der Armee abgestimmt. «Schlachten wir die heilige Kuh» war der Slogan der Initiantin «Gruppe Schweiz ohne Armee». Das Plakat zeigte eine mit Stahlhelm bestückte Kuh, die auf einer Landkarte der Schweiz sitzt und mit treuherzig blickenden Kuhaugen gemütlich auf einer Tausendernote kaut. Nichts schien sie aus der Ruhe bringen zu können. Die Gegenkampagne brachte ein anderes Tier in Stellung: Auf einem Abziehbild spaziert eine Igelfamilie unter dem Slogan «Uns schützt die Natur – dich die Armeel!» in Richtung Urne. Mit den Igeln rekurrierte sie auf das seit dem Zweiten Weltkrieg gemeinschaftsbildende Bildreservoir der zivilen und militärischen Sicherheit und dem Reduit als positiver Bezugspunkt des nationalen Selbstverständnisses.² Die Abstimmung ging aus Sicht der Initiantin verloren, doch die Armee verlor ihre Aura als unberührbare Institution.

Das Ende des Kalten Krieges führte in der Schweiz wie in anderen europäischen Ländern zu einer neuen Verhandlung des nationalen Selbstbilds und zu einem Wandel in der Erinnerungskultur. Auch die Armee musste sich neu orientieren. Der «Feind aus dem Osten» und das Blockdenken in seiner alten Form waren verschwunden. Die statische Raumverteidigung wurde durch die Armee reform «Armee 95» von einem dynamischen Konzept abgelöst. Tausende von Festungs- und Kampfbauten der Schweizer Armee wurden ausgemustert. Die weitflächig in die hiesige Kulturlandschaft verbauten Bunker und Panzersperren, die als Symbol für ein bestimmtes politisches Selbstverständnis standen, wurden obsolet, die Betonbauten bekamen Risse und tauchten auf dem Radar des Denkmalschutzes auf.

Unter Denkmalschutz

Nach einem Beschluss im Jahr 1992 wurde in Bundesbern eine interdepartamentale Arbeitsgruppe eingesetzt, die in den kommenden Jahren das sogenannte «ADAB-Inventar»³ mit den erhaltenswerten ehemaligen Verteidigungsbauten der Schweizer Armee erstellte. Und so wurden Bunker und Panzersperren erfasst, bewertet und zum Teil und mit unterschiedlichen Erhaltungszielen unter Denkmalschutz gestellt.

² Berger Ziauddin (2015).

³ ADAB steht für «Arbeitsgruppe Denkmalschutz bei Anlagen und Bauten des VBS» (Eidgenössisches Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport); vgl. Bitterli-Waldvogel/Keller (2014).

Résumé

En Suisse, comme dans d'autres pays européens, la fin de la guerre froide a conduit à une redéfinition de l'identité nationale et à un changement dans la culture de la mémoire. L'armée a également dû se réorienter. Les bunkers et les barrages antichars (les fameux toblerones), qui avaient été construits à grande échelle dans le paysage culturel local et qui faisaient figure de symbole d'une certaine image de soi politique, sont devenus obsolètes, les constructions en béton ont commencé à se fêler et sont apparues sur le radar de la protection du patrimoine.

Comment les monuments des barrages antichars sont-ils désormais utilisés par les personnes qui vivent et travaillent avec et au milieu d'eux ? Le projet de recherche interdisciplinaire « Materialisierte Erinnerungen (in) der Landschaft » (2019-2023), où se côtoient art, ethnographie et histoire contemporaine, suggère que l'appropriation des toblerones évolue entre la « muséification », qui tend à soustraire les choses à un usage libre, et la « profanation », qui rend au contraire les choses aux gens pour qu'ils en usent à leur guise. Les pratiques de muséification vont à l'encontre des expériences profanes telles que construire des cabanes, faire du feu, fumer, taguer, ou écouter de la musique au pied des toblerones ; dans cette appropriation ludique, de nouvelles histoires interfèrent avec la grande Histoire.

Ce sont donc peut-être en premier lieu les actrices et les acteurs évoluant dans les espaces concernés qui décident si les monuments antichars sont significatifs pour la mémoire collective en tant que patrimoine culturel matériel, si l'art peut se les approprier ou si les pratiques profanes peuvent recouvrir, par leur désinvolture, leur valeur monumentale avec de nouveaux récits.

Dass dies möglich wurde, hat viel mit einer Erweiterung des Denkmalbegriffs zu tun. Neben dem «Alten und Schönen» rückte in den letzten Jahrzehnten das kulturhistorische Erbe in all seinen Facetten in den Fokus des Denkmalschutzes. Authentizität und Repräsentativität von Objekten als Teil der Schweizer Geschichte wurden zu zentralen Kriterien erhoben⁴, was zu einer Potenzierung möglicher und realer Denkmäler führte. Die Inventarisierung der Panzersperren und anderen Bauten durch die Denkmalpflege schützt die Objekte erstmals vor einem schnellen Abbruch und dient als Rechtsinstrument auch der Planungssicherheit bei ihrer Veräusserung oder einem allfälligen Bauprojekt – sagt vorerst aber weder etwas zur Geschichte der Objekte noch wie diese erinnert oder vermittelt werden sollen. Wie aber nutzen die Menschen die Panzersperren, die mit ihnen und um sie herum leben und arbeiten?

Moos oder Replikat auf Denkmal

An einer Feldbegehung spazierten wir bei wechselhaftem Wetter durch die Landschaft im Mittelland. Der Weg führte uns den Hang entlang in einen Wald, wo schon bald eine Höckerlinie unseren Pfad kreuzte. Ein kleines Schild von einem Festungsverein informierte uns über den Namen, das Material und das Baujahr der Sperre. Der Verein hatte zusätzlich ein Replikat einer originalen militärischen Warntafel angebracht, wie sie während des Kalten Krieges an den Objekten zu finden war: «Militärische Anlage. Verbot. Betreten, Photographieren oder sonstige Aufnahmen von Gelände oder Anlagen sind verboten.» Die Betonhöcker in unmittelbarer Nähe des Weges waren in Camouflage gehalten. Aus den einzelnen mit Moos und Efeu bewachsenen BBB-Blöcken⁵ im Wald ragten rostfarbene Eisenschrauben aus der Moosdecke auf dem Beton. Die Betonformation zeichnete sich auch durch ihre ästhetische Form aus – als Einzelobjekte wie auch als Linie im glitzernden Nass des Nieselregens und der Sonnenstrahlen, die langsam die Wolkendecke durchbrachen. Hier werde erfahrbar, warum der Künstler Olivier Mosset bei Panzersperren von der perfekten «Land Art» spricht, sagten wir zueinander und fotografierten die Szenerie.⁶

Im ADAB-Inventar ist diese Sperrstelle als national bedeutend eingestuft. Sie ist im Besitz eines Vereins, der sie vom Bund mit dem Ziel erworben hat, sie zu erhalten und für die Öffentlichkeit zugänglich zu machen. In einem Gespräch rund ein halbes Jahr später erzählten die Pensionäre Hans-

jörg Kühler und Robert Hotz, zwei Mitglieder des betreffenden Vereins, von ihrer Arbeit. Als wir ihnen die Fotografie zeigen, meinten sie: «Jetzt hat es kein Moos mehr drauf», und erklärten, dass sie es abgekratzt hätten, damit sie die Stellen reparieren könnten, wo ein Rosteisens aus dem Beton komme. Daher seien Teile der Sperren in Camouflage gehalten, so sei der Zement geschützt und es sehe ein wenig militärisch aus. Der Verein versuchte, «solche Dinge zu erhalten, geschichtlich bedingt und so weiter» und den Wehrwillen von damals aufzuzeigen, der die Nation zusammengehalten habe und der heute zu verschwinden drohe.

Baumhütte im Denkmal

Einen anderen Zugang zu den denkmalgeschützten Bauten hat Marco Schwarz (18), der in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Panzersperren aufwuchs. Gemeinsam mit Freunden hat er über BBB-Blöcke hinweg eine «Baumhütte» gebaut. Die Hütte thront seit gut zehn Jahren auf einer Sperrlinie, die vom Denkmalschutz ebenfalls als national bedeutend eingestuft wird. Die Panzersperre führt heute aus den Privatgärten der Nachbarschaft hinaus in den Wald, wo die Hütte im oberen Teil der Sperre steht. Bis vor gut zwei Jahren hätten sie die Hütte noch regelmässig genutzt, so Marco, zum Spielen, Bauen und als Rückzugsort, zum Lesen, Musik hören oder «Nielerache». Auf die unterschiedlichen Tags an der Hütte und dessen Betonfundament angesprochen, lachte er und meinte, ja, hier hätten sie auch die ersten Erfahrungen mit Spraydosen gemacht und sich kreativ ausgelebt.

Als wir Marco trafen, erzählte er uns, dass er sich darauf freue, «über das Zeug ein bisschen was zu erfahren», denn er wisse kaum mehr über Panzersperren, als dass sie dafür da seien, Panzer aufzuhalten. Als wir ihn fragten, ob die Panzersperren denn bleiben sollen, antwortete er: «Fifty-fifty, [...] wenn man sie nicht nutzen dürfte, dann finde ich, sollten sie weg. [...] Aber wenn man es nutzen darf, dann ist es kein Problem, [...] weil dann kann man auch coole Sachen machen.»

Zwischen Profanierung und Musealisierung

Nachdem die Panzersperren aus dem Armeebestand ausgemustert wurden und ihre Denkmalwerdung einsetzte, öffneten sich in und um sie ein Raum für unterschiedliche Formen der Aneignung. Der von uns exemplarisch aufgezeigte Umgang mit den sperrigen Relikten lassen sich mit den Konzepten «Profanierung» und «Museifizierung» (oder «Musealisierung») beschreiben, die Agamben (2005) in seinem Text «Lob der Profanierung» als zwei entgegengesetzte Bewegungen dargelegt hat. Im Museum ziehen sich Dinge, die einst als wahr und determiniert erlebt wurden, in eine Dimension zurück, in der sie sich dem freien Gebrauch entziehen. Die Profanierung hingegen gebe die Dinge den Menschen für einen erneuten Gebrauch zurück und zerbreche die Einheit von Mythos und Ritus.

4 Bitterli-Waldvogel/Keller (2014).

5 BBB steht für Büro für Befestigungsbauten. Die einzelnen Höcker dieser Serie zeichnen sich durch ihre Grösse (1,8 x 2,2 x 1,8 m) und klare Form aus.

6 Vgl. Gimmi, Karin: Infoblatt «Schulhaus Leutschenbach. Kunst und Bau», online verfügbar unter: www.stadt-zuerich.ch/hbd/de/index/hochbau/kunst_und_bau (abgerufen am 03.03.2021).



Schrebergarten bei Untersiggenthal

Ob die unter Denkmalschutz gestellten Panzersperren musealisiert oder profaniert werden, ist letztlich auch eine politische Frage. Die Musealisierung von Panzersperren und anderen Verteidigungsbauten zeigt sich bei Festungsvereinen beispielsweise durch ihre Erhaltungsarbeiten am Objekt sowie anhand der Geschichte(n), die sie zum Objekt erzählen. Für Herrn Kühler und Hotz ist die Pflege der Panzersperren bedeutsam, da sie etwas «Handfestes» seien, das aufzeige, wie damals mit «bescheidenen Mitteln» etwas «Gewaltiges» aufgebaut wurde. In ihrer Rekonstruktion rückt so der Wehrwille der Schweiz ins Interesse und weniger die Frage der historischen Wehrhaftigkeit. Die Authentizität und Symbolkraft der sperrigen Relikte in der Landschaft sind bedeutsam. Die Panzersperre als museales Objekt wird vom alltäglichen Gebrauch abgesondert – statt Baumhütte, Moos und Efeu ranken sich Geschichte und Geschichten um die Betonblöcke.

Das Spiel in all seinen Ausformungen (Hüttenbauen, Feuer machen, Rauchen, Taggen, Musik hören) steht den Musealisierungspraktiken entgegen. Agamben sieht im Spiel eine zentrale Praxis der Profanierung, die sich als zerstreute Haltung nachlässig gegenüber den Dingen und ihrer Geschichte zeige. Im Spiel wird die historische Dimension der Objekte mit neuen Geschichten überlagert. Es hat ihren Gebrauch im Hier und Jetzt im Sinn, die Objekte verlieren ihre Aura.

Aber was ist mit der «Land Art», der ästhetischen Dimension, die wir auf unseren Spaziergängen beobachtet haben und ein Künstler wie Olivier Mosset sich in seiner Arbeit zu eigen macht? Wenn die Sperren zu Kunstobjekten erklärt werden, so werden sie durch ihr «Ausgestelltsein» ebenfalls dem freien Gebrauch entzogen, jedoch durch die Kontextverschiebung mit neuer Bedeutung aufgeladen. Dies kann sich mitunter verkomplizieren: etwa wenn Oliver Mosset in einer Arbeit BBB-Blöcke reproduziert und diese als Kunst im öffentlichen Raum auf einem Zürcher Pausenplatz den Kindern zum Spiel zur Verfügung stellt. Was geschieht dann mit den Replikaten und ihren Referenzen? Ob die Objekte als Kunst musealisiert oder über den Gebrauch profaniert werden, kommt auf den Zugang an. Das Spiel jedoch wird als «unangemessener Gebrauch» (Giorgio Agamben) Teil der Kunst.

Ob das «Denkmal Panzersperre» als materielles Kulturerbe fürs kollektive Gedächtnis bedeutsam wird, ob die Kunst es sich aneignet oder ob die Nachlässigkeit des Spiels seinen Denkmalwert mit neuen Erzählungen überschreibt, wird (auch) in der Alltagspraxis der Akteurinnen und Akteure entschieden.

Literatur

- Agamben, Giorgio (2005): Lob der Profanierung, in: ders.: Profanierungen, Frankfurt am Main, S. 70–91.
- Berger Ziauddin, Silvia (2015): Überlebensinsel und Bordell. Zur Ambivalenz des Bunkers im atomaren Zeitalter, in: Eugster, David und Sibylle Marti (Hg.): Das Imaginäre des Kalten Krieges. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Ost-West-Konfliktes in Europa, Essen, S. 69–93.
- Bitterli-Waldvogel, Thomas und Silvio Keller (2014): Das Denkmalpflegeinventar der Kampf- und Führungsbauten in der Schweiz, in: Konold, Werner und R. Johanna Regnath (Hg.): Militärische Schichten der Kulturlandschaft. Landespflege – Denkmalschutz – Erinnerungskultur, Ostfildern, S. 83–102.

DOI

10.5281/zenodo.4604900

Zu den Autoren

Die Autoren forschen gemeinsam im transdisziplinären Nationalfonds-Projekt «Materialisierte Erinnerungen (in) der Landschaft» (2019–2023) an der Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK) zu Aneignungspraktiken und Umdeutungen von ausgemusterten Panzersperren. Florian Wegelin ist wissenschaftlich-künstlerischer Mitarbeiter. Simon Graf doktoriert zum Thema an der Universität Freiburg in Zeitgeschichte.

«Quei ei il dètg chinstler!»: von Künstlern, Denkmälern und Steinen

Silvana Derungs

Denkmäler sind (auch) Kunstwerke. Aber das mit der Kunst ist im Rätoromanischen etwas verzwickt ... insbesondere aus sprachlicher Sicht. Zwei Seiten umfasst er zwar, der 1942 publizierte Artikel *art* 'Kunst' des Dictionari Rumantsch Grischun (DRG). Die schönen Künste werden darin jedoch nur gestreift. Somit stellt sich die Frage: Wie steht es mit der Kunst und den Kunstwerken im rätoromanischen Sprachgebrauch?

Die Kunst, die keine ist

Zuallererst wird im DRG-Artikel *art* klargestellt: «In der eigentlichen Bedeutung 'Kunst' und auch in den meisten übertragenen Anwendungen der übrigen romanischen Sprachen, wie 'nicht alltägliche Leistung, Kunstgewerbe, Gewerbe, Handwerk, schwierige Leistung' [...] ist *art* nicht volkstümlich und gehört eher der gehobenen, geschriebenen Sprache an.» Der volkstümliche Gebrauch von *art* bezeichnet die (meist herausragende, ausserordentliche) Art und Weise, etwas anzugehen, meist auch in der Bedeutung eines hinterlistigen Vorgehens, eines Kniffs.

Es brauchte seine Zeit, bis sich *art* für die schönen Künste etablierte und breiter verwendet wurde als nur in Form von Wörterbucheinträgen. Im Rätoromanischen wurden Ansätze von *art* der kunstgewerblichen Art durch *manster*, *mistregn* 'Beruf, Gewerbe' verdrängt, und für 'Kunststück' schlich sich in der Volkssprache das deutsche, jedoch von Sprachpuristen bekämpfte, *cunst* ein.

Die Kunstschaffenden waren und sind in der Volkssprache in ganz verschiedenen Variationen anzutreffen: der «gehobene» *artist* 'Künstler', der im DRG nur gerade vier Zeilen hergibt, mit einer hochaktuellen Aussage: «Als artists en savens an misergia» (die Künstler sind oft im Elend). Bedeutend häufiger trifft man hingegen auf Formen wie *cünstler*, *kinstler*, oder etwas camouflierter *chinstler* (es scheinen tatsächlich nur männliche Formen vorzuliegen). Als eindeutig deutsche Entlehnungen sind sie aus sprachpflegerischer Sicht natürlich eher «nur» als mündliche Belege denn in schriftlicher Form vorhanden. Oft sind diese Künstler zudem mit einem ironischen, herablassenden Unterton versehen. «Quei ei il dètg chinstler» (das ist ein rechter Künstler), tönt es (heute noch!), wenn sich einer ungeschickt anstellt oder einer scheinbar unnützen Tätigkeit nachgeht. Sinnbildlich für diese Einstellung ist eine Passage im Werk *Sez Ner* des Bündner Autors Arno Camenisch, worin der Alpsenn einen in den Hängen unterhalb des Piz Sez Ner schaffenden Künstler betrachtet und kommentiert:

Crappuna ha el malegiu sin sia tabla. Quels chinstlers ein schon buca da capir, di il signun. Han nuot meglier da far che da sesdavalas dallas plauncas siadora [...] e malegiar giu crappa. Sch'el malegiass silmeins giu in endretg péz, fuss ei aunc da capir, aber da quei.

Riesige Steine hat er auf seine Holztafel gezeichnet. Diese Kinstler sind schon nicht zu verstehen, sagt der Senn. Haben nichts Besseres zu tun, als sich [...] die Hänge hinaufzuquälen und Steine abzuzeichnen. Wenn er mindestens einen richtigen Berg abzeichnen würde, das wäre noch zu verstehen, aber söttigs. (nach synoptischer Übersetzung)

Denkmäler und Grabsteine

Camenischs Steinkünstler führt uns zu den (bisweilen steinernen) Denkmälern, die in den romanischen Sprachen meist 'Monumente' genannt werden. Die rätoromanischen *monuments* sind nicht nur monumentale Heldenstatuen, sondern häufig ganz herkömmliche Erinnerungsträger: nämlich Grabsteine. In der älteren Literatur finden sich unter diesen Grabsteinen auch *mulimains*, was sich durch altitalienischen beziehungsweise spätlateinischen Einfluss erklären lässt (*molimento* als Kreuzung des lateinischen *MONUMENTUM* mit *MÖLĒS* 'Masse, Macht, Schwierigkeit'). Auch das lateinische *MÖLĪMENTUM* in der Bedeutung von 'grosse Anstrengung' schwingt hier mit, was uns zu einem Bonmot von Robert Musil führt, der 1935 schrieb: «Auch Denkmäler sollten sich heute, wie wir es alle tun müssen, etwas mehr anstrengen!»

Nationale Wörterbücher als ... Grabmäler?

Hie und da wird auch das DRG (so wie die anderen Nationalen Wörterbücher wohl ebenfalls) als Monument bezeichnet. Beispielsweise steht in der *Gasetta Romontscha* zum Erscheinen der ersten beiden Faszikel des DRG im Jahr 1939: «Gia per las raschuns allegadas astga il DRG. vegnir consideraus per in monument, per il pli bi monument dil lungatg romontsch» (schon aus den erwähnten Gründen darf das DRG als Denkmal erwogen werden, als das schönste Denkmal der romanischen Sprache). In ähnlicher Manier formulierte der Dialektologe Paul Scheuermeier im selben Jahr: «So wird das Dicziunari nicht nur ein Denkmal sein, in dem im Spiegel der Sprache die ganze Kultur von Alt-Romanischbünden weiterleben wird.» Gut sieben Jahrzehnte später schreibt die Zeitung *La Quotidiana*: «L'Institut dal DRG na contribuescha betg sulet a la documentaziun e construcziun dad in monument» (das Institut des DRG trägt nicht nur zur Dokumentierung und Errichtung eines Denkmals bei).

Es soll aber auch jene spitzen Zungen geben, die behaupten, das DRG bilde ein Monument in seiner anderen Bedeutung: ein wuchtiger Stein auf dem Grab der rätoromanischen Sprache. Als Schlusswort mag dies wenig erbaulich sein. Aber immerhin – als Trost für eine Wörterbuchredaktorin – wurde auch dieses Monument von *chinstlern* erschaffen.

In dieser Rubrik befassen sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der vier nationalen Wörterbücher der Schweiz assoziativ mit einem vorgegebenen Begriff. In dieser Ausgabe: «Denkmal».

Literatur

- Camenisch, Arno (2009): Sez Ner, Basel, S. 154f.
- La Quotidiana, 14. Juni 2010, S. 18.
- Scheuermeier Paul (1939): Neue Wörterbücher des Rätoromanischen, in: Raetia 2, 66ff.
- Vieli, Ramun (1939): Dicziunari rumantsch grischun, in: Gasetta Romontscha, 23. März, S. 2f.

Zur Autorin

Silvana Derungs ist Redaktorin am Institut dal Dicziunari Rumantsch Grischun in Chur.



Was einen Standort hat, hat einen Wert

Larissa Hugentobler

Physische Denkmäler und digitaler Raum

Denkmäler werden nicht nur gebaut, um an Personen zu erinnern, sondern auch um sie zu ehren. Dazu ist eine strenge Auswahl nötig: Sie spricht den Denkmälern einen Wert zu, kann aber auch zum Ausschluss bestimmter Gruppen führen. Im digitalen Raum funktioniert die Selektion weniger gut als im physischen Raum. Das Internet kann jedoch dazu beitragen, Lösungen inklusiver zu gestalten und diese breiter zugänglich zu machen.

In Stein gemeisselte Gesichter, ausdrucksstark, irgendwo zwischen Kunst und Mensch. Darunter zwei Daten: ein Geburtstag, ein Todestag, dazwischen ein Beitrag zum Allgemeinwohl der Nation. So gedenken Statuen als Bauwerke im öffentlichen Raum vergangenen Personen und Geschehnissen: mal ganz konkret (das Ebenbild eines erfolgreichen Mannes auf einem Sockel in seiner Heimatstadt), mal aber auch abstrakt: eine Säule, die an ein denkwürdiges Ereignis erinnert, oft leicht übersehen. Wie zeitgemäss sind solche Bauwerke heute noch? In einer Zeit, in der das Internet den Zugang zu Informationen merklich vereinfacht hat, braucht es da wirklich noch physische Denkmäler im öffentlichen Raum – mit denen wir zudem ganz offensichtlich ein Repräsentationsproblem haben?

Versionen der Vergangenheit

Im Kontext aktueller Debatten, aber auch mit Blick auf die benötigten Ressourcen wird klar: Die Auswahl, wer eine Statue erhält und wer nicht, erfolgt nicht zufällig, sondern ist geleitet von Ideologien. Denkmäler stellen nicht einfach *irgendwelche* Personen aus der Vergangenheit dar. Sie zeigen Menschen, die eine bestimmte Gruppe bestmöglich repräsentieren, also ihre Ideale und Werte, ihre Erfolge und Errungenschaften am besten personifizieren.¹ Es sind Menschen, die – zum Zeitpunkt des Denkmalbaus – Teil des kulturellen Gedächtnisses² einer Gesellschaft sind oder sein sollen.

Das kulturelle Gedächtnis ist Teil des Kulturerbes. Es wird unter anderem repräsentiert durch Dinge wie Denkmäler, Geschichtsbücher oder Feiertage – und es ist *konstruiert*. In den Worten von Maurice Halbwachs: Es ist eine Version der Vergangenheit, die *basierend auf der Gegenwart* konstruiert wird.³ Denn Denkmäler sollen mehr als nur an die Vergangenheit erinnern. Indem sie Vergangenes zelebrieren, machen sie eine Aussage darüber, was einer Gruppe (meist Nationen) wichtig ist. Für Halbwachs kristallisiert sich dieser Selektionsprozess ohne Fremdeinwirkung heraus; Friedrich Nietzsche hingegen weist darauf hin, dass Zwänge am Werk sind und sich in der Auswahl dessen, wer und was denn nun als erinnerungswürdig gilt, Ideologien widerspiegeln.⁴ Nach dieser Lesart von Nietzsche wird in der Selektion ein Narrativ kreiert, das nicht nur die Vergangenheit fasst, sondern auch die Gegenwart formt und die Weichen für die Zukunft stellt (oder zumindest zu stellen versucht).

Der ideale Amerikaner

Gerade für Länder, deren Vergangenheit traumatische Ereignisse beinhaltet, spielt das kulturelle Gedächtnis, unter anderem kommuniziert durch Mahn- und Denkmäler weiterhin eine grosse Rolle. Für Nationen, für deren Genese Erzählungen ohnehin immens wichtig sind, ist die Selbstdefinition durch kulturelles Gedächtnis enorm bedeutend.

Dies ist beispielsweise in den USA der Fall, von wo die aktuellen Diskussionen um die Denkmalpolitik ausgingen. Hier wurde vor allem im Rahmen der Black-Lives-Matter-Bewegung klar, dass die öffentlichen Denkmäler im Land ein Repräsentationsproblem haben. Die USA sind ein Land, das stark durch Mythen begründet wurden. Was «Amerika» ist, muss definiert werden, wer «Amerikaner» oder «Amerikanerin» ist erst recht.

Résumé

Dans quelle mesure les monuments physiques sont-ils actuels à l'ère du numérique ? Bien qu'Internet permette un accès facilité à l'information et une plus grande diversité de la mémoire culturelle, les monuments purement virtuels n'auront guère d'avenir. En effet, les monuments ne font pas que rappeler les personnes du passé à notre bon souvenir, ils servent également à les honorer en tant que partie de la mémoire culturelle. Ainsi, une sélection et un positionnement dans l'espace public restent essentiels, afin que le souvenir puisse avoir une fonction identitaire.

Une contribution prometteuse d'Internet est de fournir des informations supplémentaires pour rendre le narratif plus inclusif. Il pourrait également accroître la visibilité des monuments dans l'espace public. L'espace en ligne peut ainsi être utilisé comme un complément pour moderniser la culture du souvenir et la rendre plus accessible à chacun-e. Mais il ne remplacera pas les monuments physiques qui ne sont pas près d'appartenir au passé.

Das beginnt mit dem Benennen des Landes und der indigenen Völker durch die ersten Siedler und endet irgendwo im Mythos des «American Dream» oder des «Melting Pot». Die USA sind ein Land, das seine Stärke daraus schöpft, dass seine Einwohnerinnen und Einwohner unterschiedliche kulturelle Hintergründe haben. Gerade aufgrund der unterschiedlichen Hintergründe und Lebensrealitäten ist die Aushandlung davon, was es denn nun bedeutet, Amerikaner oder Amerikanerin zu sein, so wichtig. Diese Frage nach der Identität und der Zugehörigkeit zu einem grösseren Ganzen, vielleicht gar zu einem ausgewählten Volk, verbindet die Leute.

Werden gewisse Gruppen von diesem Diskurs ausgeschlossen, beispielsweise indem nicht an ihre Beiträge ans Allgemeinwohl erinnert wird, ist das Statement klar: Der ideale Amerikaner ist anders. Es ist problematisch, wenn Denkmäler rassistische Figuren ehren, genauso fragwürdig ist es aber, die Beiträge zum Allgemeinwohl von Mitgliedern marginalisierter Gruppen *nicht* zu würdigen. Der ideale Amerikaner ist ein genau definierter Typ und im Umkehrschluss ist jeder Typ, der nicht abgebildet wird, nicht (erwünschter) Teil der Gruppe. Dies bedeutet, dass es genauso wichtig ist, den Blick auf die Unsichtbaren im kulturellen Gedächtnis zu lenken, wie existierende, problematische Statuen zu beleuchten.

1 Aden (2017).

2 Ich verwende hier den Begriff des «kulturellen» Gedächtnisses in Anlehnung an Aleida und Jan Assmann. Im Englischen sind die synonymen Begriffe «collective memory» oder «public memory» geläufiger.

3 Maurice Halbwachs, der das Konzept des kulturellen Gedächtnisses begründet hat, spricht von «mémoire collective», vgl. Halbwachs (1992).

4 Vgl. Nietzsche (1960); Assmann (1995).

Denkmäler im Netz: komplexe Narrative als Vorteil

Nebst der Ideologie beeinflussen auch noch andere, praktische Variablen den Bau von Denkmälern. Denn die Selektion ist nicht nur ideologisch bedingt, sondern basiert auch auf den zur Verfügung stehenden Ressourcen. In dieser Endlichkeit, allen voran des physischen Raums, sehen nun einige das Internet als rettende Instanz.⁵

Eine Online-Gedenkkultur hätte mehrere Vorteile: Zunächst der erleichterte Zugang. Physische Denkmäler nimmt man vor allem wahr, wenn man vor ihnen steht, online hingegen könnten Denkmäler potenziell von überall und jederzeit besucht werden. Es wäre also eine Entwicklung denkbar parallel zu Museen, die Teile ihrer Kollektionen digitalisieren, um so den Zugang zu erleichtern. Zudem ist die Zahl an Personen und Geschehnissen, denen man gedenken könnte, im Netz praktisch unbegrenzt, da im digitalen Raum die Ressourcen enorm viel günstiger sind. Mithilfe einer grösseren Diversität der erinnerten Persönlichkeiten könnte der Monolith des kulturellen Gedächtnisses gebrochen werden. Insgesamt könnten Narrative komplexer und partizipativer gestaltet werden, beispielsweise in Form von sogenannten «kleinen Erzählungen» («petits récits»⁶), die sowohl von Laien als auch von Expertinnen und Experten publiziert werden und nicht Teil der offiziellen Kreation von kulturellem Gedächtnis sind. Mithilfe vieler kleinen Wortmeldungen könnte man verlangen, bei ehrungswürdigen Personen problematische Aspekte nicht auszublenden und sie somit in ihrer vollen Komplexität darzustellen. Offizielle und teils reduktive Narrative könnten hinterfragt und bei Bedarf «von unten» angefochten werden.



Martin Luther King, Jr. National Memorial»
in Washington, D.C.

Denkmäler im Netz: fehlende Selektion als Nachteil

Die potenzielle Masse an Gedenkseiten im Netz bringt aber auch nicht wenige Nachteile mit sich: Erstens würde die Verantwortung teilweise den Bürgerinnen und Bürgern übertragen. Die Gefahr dabei ist, dass gerade marginalisierten Gruppen signalisiert wird, für ihr eigenes Gedächtnis allein zuständig zu sein. Zweitens würde die Selektionsleistung auf Laien übertragen, die sich online selbst zurechtfinden, verlässliche Quellen selbst determinieren und auch den Suchvorgang an sich aus eigener Motivation aufnehmen müssten. Ohne eine Autorität im Netz, die sammelt, einordnet und vermittelt wäre eine Online-Denkmalkultur kaum überschaubar und somit auch nicht produktiv. Und drittens würde eine ins Unendliche reichende Zahl an Online-Denkmalern eine der wichtigsten Denkmal-Eigenschaften eliminieren: Denkmäler

5 Besonders für Kriege und andere tragische Ereignisse in jüngster Zeit existieren solche «Online-Memorials». Hier kann Opfern besser in ihrer vollen Menschlichkeit gedacht werden (Knudsen und Stage, 2012; Grider, 2007) und es besteht eine vereinfachte Möglichkeit für gemeinsames Trauern (z. B. Hess, 2007).

6 Ein Beispiel gibt Florini (2016), die «Online-Counter-Histories» zum Civil Rights Movement erforscht.

erinnern nicht nur, sie ehren auch. Um eine solche Ehrung zu erreichen, bedarf es einer Selektion: Wenn alle und alles als gleich wichtig erachtet werden, so sagt die Gedenkkultur nichts mehr über unsere Identität aus. Fällt also die Selektion durch eine offizielle Instanz weg, so könnte online zwar an mehr Personen erinnert werden, die Bedeutsamkeit solcher «Denkmäler» wäre aber viel geringer.

Auch die «Erlebbarkeit von Geschichte»⁷, die direkt an physischen Kontakt gebunden ist, fällt im Netz teilweise weg. Diese Erlebbarkeit spielt bei Denkmälern auch, wenn ihr Standort frei von historischen Assoziationen ist: Das «Martin Luther King, Jr. National Memorial» in Washington, D.C. beispielsweise steht nicht da, wo King seine berühmte Rede gehalten hat, sondern an einem Fleck in der Stadt, den er selbst vermutlich nie betreten hat. So lädt der Bau eines Denkmals einen Ort mit «Geschichtsträchtigkeit» auf und gibt eine Möglichkeit, direkt mit der *Erinnerung* in Beziehung zu treten.

Tatsächlich ist die Verortung eines Denkmals im öffentlichen Raum eine seiner wichtigsten Funktionen: Es geht dabei nicht in erster Linie darum, wieviele Personen ein Denkmal besuchen, sondern darum, dass dieses einen Ort hat und so ein Bewusstsein dafür schafft, wofür die eigene Gruppe steht und wer dazugehört und wer nicht.

Offline und Online kombinieren

Gerade im digitalen Zeitalter bleibt die Platzierung von kulturellem Gedächtnis im öffentlichen Raum wichtig. Was einen Standort hat, hat einen Wert. Der produktive Beitrag des Internets zur Gedenkkultur besteht wohl darin, Informationen zur Verfügung zu stellen, die Bekanntheit der existierenden oder noch zu erbauenden physischen Denkmäler zu fördern und die Narrative so inklusiver zu gestalten.

Dabei müssen wir von einer dichotomen Denkweise wegkommen: Wir leben nicht mehr in einer Zeit, in welcher Offline und Online unabhängig voneinander existieren. Besucherinnen interagieren mit physischen Denkmälern auf multimodale Art: Sie fotografieren, teilen, schlagen Informationen nach. Wir erleben die Online- und Offline-Welten simultan, im Idealfall bereichert die eine die andere. Eine produktive Art, Denkmäler der Zukunft zu gestalten, wird wohl sein: Denkmäler im physischen Raum mit ergänzenden Optionen im digitalen Raum anzureichern.



Auf der Wiese vor dem Vietnam Veterans Memorial in Washington, D.C. mit Blick auf das Washington Memorial und das Kapitol.

⁷ Wie das Konzept des Erlebens in der Geschichtskultur gefasst werden kann, zeigt Tschofen (2016).

So könnten online komplexere Geschichten erzählt und die Sichtbarkeit von physischen Denkmälern gesteigert werden. Denn nur wenn man um die Existenz der Denkmäler weiss, so können sie einen Einfluss auf die Wahrnehmung des kulturellen Gedächtnisses haben. Die Ehrung geht jedoch nach wie vor von physischen Denkmälern aus, weshalb diese vermutlich noch lange nicht der Vergangenheit angehören werden.

Literatur

- Aden, Roger C. (2017): Public Memory, in: Allen, Mike (Hg.): The SAGE Encyclopedia of Communication Research Methods, Milwaukee.
- Assmann, Jan (1995): Erinnern, um dazuzugehören. Kulturelles Gedächtnis, Zugehörigkeitsstruktur und normative Vergangenheit, in: Platt, Kristin und Mihran Dabag (Hg.): Generation und Gedächtnis: Erinnerungen und kollektive Identitäten, Wiesbaden, S. 51–75. https://doi.org/10.1007/978-3-322-95972-0_3
- Florini, Sarah (2016): Disrupting the Past, Reframing the Present: Websites, Alternative Histories and Petit Récits as Black Nationalist Politics, in: Hajek, Andrea, Christine Lohmeier und Christian Pentzold (Hg.): Memory in a Mediated World: Remembrance and Reconstruction, Houndmills, S. 113–128.
- Grider, Nicholas (2009): «Faces of the Fallen» and the dematerialization of US war memorials, in: Visual Communication 6,3, S. 265–279.
- Halbwachs, Maurice (1992): On Collective Memory, Chicago.
- Hess, Aaron (2007): In digital remembrance: vernacular memory and the rhetorical construction of web memorials, in: Media, Culture & Society 29,5, S. 812–830.
- Knudsen, Bitta T. und Carsten Stage (2013): Online war memorials: YouTube as a democratic space of commemoration exemplified through video tributes to fallen Danish soldiers, in: Memory Studies 6,4, S. 418–436.
- Nietzsche, Friedrich (1960): Werke in drei Bänden, hg. von Karl Schlechta, Bd. 2, München.
- Tschofen, Bernhard (2016): «Eingeatmete Geschichtsträchtigkeit»: Konzepte des Erlebens in der Geschichtskultur, in: Willner, Sarah, Georg Koch und Stefanie Samida (Hg.): Doing History: Performative Praktiken in der Geschichtskultur, Münster, S. 137–150. <https://doi.org/10.5167/uzh-126402>

Links

blog.nationalmuseum.ch: Der Blog des Schweizer Nationalmuseums ist ein schönes Beispiel für eine offizielle Website, die mitunter auch komplexe Hintergrundinformationen zu historischen Personen und Geschehnissen publiziert.

virtualwall.org: Die «Virtual Wall» ist eine Denkmal-Seite, die dem physischen Vietnam War Veterans Memorial in D.C. zusätzliche Informationen hinzufügt. Das physische Denkmal besteht aus Wänden, in welche die Namen der Opfer eingraviert sind. Online können für jede Person Bilder und Geschichten hinzugefügt werden, um einen Austausch zwischen Trauernden zu ermöglichen.

DOI

10.5281/zenodo.4604977

Zur Autorin

Larissa Hugentobler ist Assistentin am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität Zürich. In ihrer Dissertation befasst sie sich mit Formen des kulturellen Gedächtnisses im digitalen Zeitalter, insbesondere der Nutzung von mobilen Medien im Zusammenhang mit physischen Denkmälern.



NETZWERK *RÉSEAU*

Personalia

Für eine gerechtere Welt

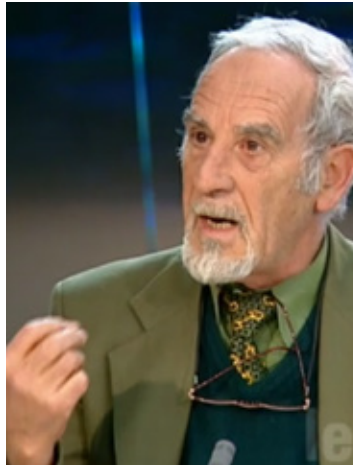
**Nachruf für Walo Hutmacher
(1932–2020)**

Die Akademie trauert um Walo Hutmacher, der am 29. November 2020 im 88. Lebensjahr in Genf an einer Covid-Infektion verstorben ist. Über eine lange Zeit hat Walo massgeblich zur Modernisierung der Schulbildung sowie der Bildungspolitik und zum Aufbau der Soziologie in der Schweiz beigetragen. Konsequenterweise hat er sich über einen langen Zeitraum in verschiedenen Feldern für sein Kernanliegen, die Chancengleichheit, eingesetzt.

Internationales Engagement

Nach seinem Soziologiestudium an der Universität Genf gründete er 1958 in Chevrens ein Empfangszentrum für Jugendliche in Schwierigkeiten. Im Auftrag der Unesco engagierte er sich für die Entwicklung der Bildungssysteme in Ruanda, Kongo Brazzaville und Barbados. 1965 gründete er den «Service de la recherche sociologique», den er bis 1995 leitete. Als «chargé de cours» vertrat er die Bildungssoziologie an der Fakultät für Psychologie und Bildungswissenschaften der Universität Genf und lehrte als Gastprofessor an den Universitäten Zürich und Neuenburg.

Auch nach seiner Emeritierung hat er sich international im Rahmen der OECD im Führungskomitee des Programms Ines (Internationale Indikatoren der Bildungssysteme) und des Projektes «Die Schule von morgen» engagiert. Überdies wirkte er als Generalsekretär der «Association internationale des sociologues de langue française» und als Präsident der «Fondation des Régions Européennes pour la Recherche en Education et en Formation». Als Soziologe und Bildungswissenschaftler setzte er



Walo Hutmacher bei einem Interview im Westschweizer Fernsehen RTS (2002).

sich während seiner ganzen Wirkungszeit in der Praxis, in der Lehre, in der Forschung und in seiner Gremienarbeit für die Chancengleichheit ein. Dieses Kapitel ist noch nicht abgeschlossen; auch die SAGW will es zusammen mit kompetenten Expertinnen und Experten und Organen weiterschreiben.

Grosse Verdienste für die Entwicklung der Sozialwissenschaften

Als Präsident der «Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie» vertrat er von 1971 bis 1981 in der SAGW die in der deutschsprachigen Schweiz an den Universitäten immer noch marginal angebotene Disziplin. Grosse Verdienste für die Entwicklung der Sozialwissenschaften hat er sich in den 1990er-Jahren erworben, als die Präsidenten der Gesellschaften der Psychologie, Politologie, der Bildungswissenschaften und der Soziologie den informell organisierten «Club SOWI» formierten. Dieser Schulterschluss unter den Sozialwissenschaften institutionalisierte sich 1994 als «Wissenschaftspolitische Rat für die Sozialwissenschaften» (WRS), dessen Gründungspräsident Walo war. Bis heute wird der WRS als Kommission der SAGW geführt. Gemeinsam mit den Historikerzunft konnte der «Club SOWI» 1994 mit «Demain la Suisse» das bis heute umfassendste Programm für die Sozialwissenschaften lancieren.

In dieser Phase wurden an den deutschsprachigen Universitäten zahlreiche Professuren eingerichtet, so dass unter Einschluss der Medien- und Kommunikationswissenschaften sowie der Ethnologie sich die Sozialwissenschaften bis 2012 ebenbürtig mit den Geisteswissenschaften etablieren konnten. Mit seinem langfristigen, dezidierten Engagement hat Walo Hutmacher federführend zur Entwicklung der Sozialwissenschaften in der Schweiz beigetragen. Dafür danken wir Dir Walo. Wir werden Dich als Menschen und «Macher» nicht vergessen.

*Markus Zürcher,
Generalsekretär der SAGW*



Gabriela Indermühle



Alexandra Lejeune



Beat Immenhauser

SAGW

**Wechsel im
Generalsekretariat**

Ende März ging die langjährige Sekretärin Gabriela Indermühle in Rente. Mit ihrer Pensionierung geht eine klassische Sekretärinnen-Laufbahn zu Ende, die sie in den 1990er-Jahren unter anderem ins Eidgenössische Justiz- und Polizeidepartement unter Bundesrat Arnold Koller und nach einem längeren Aufenthalt in England ins «International Space Science Institute» in Bern führte. 2001 kam sie als Chefsekretärin zur SAGW. Gabriela Indermühle war während 20 Jahren eine zentrale Schaltstelle der administrativen Abläufe im Generalsekretariat und betreute vorübergehend auch die Geschäfte des 2006 gegründeten Dachverbands Akademien Schweiz. In ihrer Zeit bei der SAGW hat sie Hunderte von Veranstaltungen mitorganisiert, Tausende von Seiten korrekturgelesen, Zehntausende von Adressen verwaltet. Nicht zuletzt war sie auch das englischsprachige Gewissen im Generalsekretariat.

Die Stelle von Gabriela Indermühle konnte mit Alexandra Lejeune neu besetzt werden. Sie ist deutsch-belgische Doppelbürgerin und bringt eine breite Erfahrung als Eventmanagerin, Sekretärin, Übersetzerin und Sachbearbeiterin mit. Alexandra Lejeune hat die Stelle im Generalsekretariat Anfang April in einem 80-Prozent-Pensum angetreten.

www.sagw.ch

Swissuniversities

**Beat Immenhauser
Präsident des
neu gegründeten
Reviewers Pool**

Swissuniversities startete in diesem Jahr mit der Umsetzung ihres Open-Science-Programms. 2024 soll Open Access vollständig umgesetzt und die Voraussetzungen zur Umsetzung für Open Research Data geschaffen werden. Im Bereich Open Access wurden in zehn Themenfeldern Projektausschreibungen lanciert. Je nach Thema liegt die Initiative bei den Hochschulen und Forschenden (Bottom-up-Projekte) oder bei der strategischen Steuerung des Programms (Top-down-Projekte). 30 nationale und internationale Expertinnen und Experten evaluieren die Projekte in einem Open-Review-Prozess.

Dieser Reviewers Pool wählte Beat Immenhauser im Januar zu seinem Präsidenten. Zu seinen Aufgaben gehört es, die Evaluationsprozesse zu moderieren und die Anträge in der Delegation Open Science zu vertreten. Beat Immenhauser ist promovierter Mediävist und stellvertretender Generalsekretär der SAGW. In dieser Funktion engagiert er sich seit vielen Jahren für die Förderung des Open Access.

www.swissuniversities.ch

Agenda

06.05.2021

18.15–20.00 Uhr

Haben Tiere einen Geist und wenn ja, was bedeutet dies genau?

Vortrag von Christine Sievers (Univ. Genf) in der krino-Reihe «Geist heute denken – neue Blickwinkel auf ein altes philosophisches Thema» der Philosophischen Gesellschaft Bern

18.05.2021

09.00–16.00 Uhr

Online

**Forum nachhaltige Entwicklung:
leave no one behind**

Bundesamt für Raumentwicklung

20.05.2021

18.15–20.00 Uhr

Online

Geist und Natur

Vortrag von Axel Hutter (Ludwig-Maximilians-Universität München) in der krino-Reihe «Geist heute denken – neue Blickwinkel auf ein altes philosophisches Thema» der Philosophischen Gesellschaft Bern

19.06.2021

Théâtre ABC, La Chaux-de-Fonds

**Big Bounce : consommer dans
une économie verte**

Une manifestation du cycle « Consommation (ir)responsable » sous le label « La Suisse existe – La Suisse n'existe pas »

Société suisse de sociologie

31.08.2021

16h00

Hôtel Bellevue, Berne

**Une consommation responsable
requiert-elle un changement de
système économique ?**

Une manifestation du cycle « Consommation (ir)responsable » sous le label « La Suisse existe – La Suisse n'existe pas »

Société suisse d'économie et de statistique, E4S – Enterprise for Society

Quatre questions à

Laura Bernardi

Mettre en lumière la pertinence sociale des SHS



Laura Bernardi est professeure ordinaire en démographie à l'Université de Lausanne et cheffe de projet de recherche auprès du pôle de recherche national LIVES. Elle est membre du Comité de l'ASSH.

Madame Bernardi, en décembre dernier, vous avez été élue présidente de la Division 1 (sciences humaines et sociales) du Conseil de la recherche du FNS. Vous avez pris vos fonctions au 1^{er} janvier de cette année. Quelle est votre tâche dans ce nouveau rôle ?

Les tâches sont multiples : de la coordination des séances mensuelles, qui regroupent les 23 conseillères et conseillers à la recherche actifs dans les différents domaines des sciences humaines et sociales (SHS), à la participation à la présidence du FNS, qui profile la vision, les objectifs à moyen et long terme de l'institution ainsi que les stratégies pour y parvenir, en passant par la présidence des sessions d'évaluation des projets individuels. La division assure le traitement des innombrables requêtes de financement soumises chaque année au FNS.

Cette évaluation des milliers de demandes de subsides est un travail de milice qui implique un engagement et un investissement en temps considérables. Qu'est-ce qui peut pousser un chercheur ou une chercheuse à briguer pareil mandat, sachant que cette charge de travail supplémentaire risque de porter préjudice à ses propres recherches scientifiques ?

Mon intérêt pour ce rôle a mûri durant mon expérience très positive au sein du FNS de ces trois dernières années. J'ai eu l'occasion d'apprécier les échanges sur les enjeux liés à la politique scientifique nationale et sur leur signification pour les SHS en particulier. Le surcroît de travail et de responsabilités force à davantage déléguer la recherche et j'avoue que je cherche encore un équilibre satisfaisant. Mais je suis aussi convaincue que le service à la communauté scientifique est important. Contribuer à créer les conditions cadres pour la recherche fait partie de la carrière d'une chercheuse ou d'un chercheur. Les défis qui retiennent mon attention dans ce sens sont : la multidimensionalité des définitions des critères de qualité et d'innovation dans la recherche en général et dans les SHS en particulier ; la promotion de l'interdisciplinarité ; le profilage des carrières scientifiques et leur diversité ; la production, l'archivage, l'exploitation efficace et la protection des données.

En 2020, le FNS a annoncé qu'il reprenait désormais dans l'encouragement des carrières les recommandations de la déclaration DORA. Comment cela sera-t-il mis en œuvre concrètement ?

Différentes mesures ont été adoptées dont, en premier lieu, la formation des membres des différents panels d'évaluation aux principes défendus par la déclaration. Le FNS adopte les recomman-

datations DORA en ne basant plus les évaluations sur le facteur d'impact des revues, mais en prenant en considération l'ensemble des résultats de recherche et leur qualité. Un exemple est le projet pilote sur le curriculum vitae scientifique, testé en biologie et médecine. Depuis le printemps 2020, le FNS réfléchit à un nouveau format qui s'éloigne de la liste de publications favorisant une évaluation du type bibliométrique. Les chercheuses et chercheurs sont priés d'intégrer leurs contributions principales dans un format de CV standardisé qui permet de mettre en évidence la diversité des recherches et de mieux comparer les dossiers des requérant-e-s.

Qu'aimeriez-vous accomplir pendant votre mandat de présidente de division ? Vous êtes-vous fixé des objectifs particuliers ?

Il me semble essentiel de mettre en lumière la pertinence et l'utilité sociales des disciplines des SHS au moyen de critères qui leur sont propres, et ceci en dialogue plutôt qu'en opposition avec celles et ceux qui appartiennent à d'autres domaines scientifiques. Un deuxième défi est le maintien de l'interaction dynamique et collaborative qui règne actuellement entre les SHS, au travers d'une réflexion constante visant à réduire la distance épistémologique en partageant des pratiques et des principes de qualité scientifique. Ma formation antérieure en philosophie et histoire suivie de ma « vie » en sciences sociales est un atout face à la nécessité de concilier des perspectives différentes.

Questions : Fabienne Jan

Une version longue de cet entretien se trouve sur le site web de l'ASSH.



Karin Ingold



Isabelle Stadelmann

Schweizerischen Vereinigung für Politische Wissenschaft

Karin Ingold und Isabelle Stadelmann-Steffen bilden Co-Präsidium

Die Generalversammlung wählte Isabelle Stadelmann-Steffen und Karin Ingold Anfang Februar einstimmig als neue Co-Präsidentinnen der Schweizerischen Vereinigung für Politische Wissenschaft (SVPW). Beide sind Professorinnen am Institut für Politikwissenschaft der Universität Bern. Karin Ingold leitet dort die Gruppe «Policy Analysis and Environmental Governance», die auch an der Forschungsabteilung Umweltsozialwissenschaften der Eawag (Eidgenössische Anstalt für Wasserversorgung, Abwasserreinigung und Gewässerschutz) angesiedelt ist. Zudem ist sie am Oeschger-Zentrum für Klimaforschung affiliert. Isabelle Stadelmann-Steffen ist Professorin für Vergleichende Politik. Ihre Forschungsinteressen liegen in den Bereichen der öffentlichen Politik (vor allem Wohlfahrtsstaatspolitik und Energiepolitik), der direkten Demokratie sowie der politischen Verhaltens- und Einstellungsforschung. Karin Ingold und Isabelle Stadelmann-Steffen übernehmen das Amt von Pascal Sciarini, der die SVPW seit 2018 präsiidierte.

www.svpw-assp.ch



Helen Gebhart

Schweizerische Musikforschende Gesellschaft

Helen Gebhart neue Geschäftsführerin

Am 1. März übernahm die Basler Musikwissenschaftlerin Helen Gebhart in einem 40-Prozent-Pensum die Geschäftsführung der Schweizerischen Musikforschenden Gesellschaft sowie der Schweizer Arbeitsstelle des Répertoire international de littérature musicale (RILM). Zu ihren Aufgaben gehört über die Geschäftsführung hinaus die Organisation von Veranstaltungen, die Betreuung verschiedener Webseiten, redaktionelle Arbeiten für die Schweizer Musikzeitung und das Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft sowie weitere kommunikative Arbeiten. Ihr Vorgänger Benedict Zemp hatte seine Stelle nach acht Jahren gekündigt, um eine neue Funktion im Amt für Volks- und Mittelschulen des Kantons Obwalden anzutreten.

www.smg-ssm.ch

09.09.2021

19h00
La Manivelle, Genève

Du lèche-vitrine à une valorisation des liens (social, financier et écosystémique)

Une manifestation du cycle
« Consommation (ir)responsable »
sous le label « La Suisse existe – La Suisse n'existe pas »

Swiss Association of
University Teachers of English

15.-16.09.2021

Universität Fribourg

**ScienceComm'21:
Science Communication
in a Period of Crisis**

Der Schweizer Jahreskongress der
Wissenschaftskommunikation

Science et Cité



Harold Grüninger



O-Ton

Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaften

Stabübergabe im Präsidium: Harold Grüninger folgt auf Anne Keller Dubach

Im Dezember 2020 wählte der Stiftungsrat des Schweizerischen Instituts für Kunstwissenschaft (SIK-ISEA) Harold Grüninger zu ihrem neuen Präsidenten. Harold Grüninger ist Partner bei der Anwaltskanzlei Homburger AG und seit 2015 Mitglied des Stiftungsrats von SIK-ISEA. Der Spezialist für Erb- und Stiftungsrecht engagiert sich seit Jahren für die Schweizer Stiftungslandschaft und für verschiedene Kulturinstitutionen. Harold Grüninger folgt auf Anne Keller Dubach, die nach vierzehn Jahren als Stiftungsratspräsidentin zurücktrat. In ihrer Amtszeit entwickelte sich SIK-ISEA zu einer Institution weiter, die international Beachtung findet. Im Stiftungsrat von SIK-ISEA kam es zu einem weiteren Wechsel: Albert Lutz, bis zu seiner Pensionierung 2019 Leiter des Museums Rietberg in Zürich, wurde neu ins Gremium gewählt. Franz von Däniken, ehemals Staatssekretär im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten, schied aus dem Stiftungsrat aus.

www.sik-isea.ch

«In einer Gesellschaft der Ungleichheit wollen diejenigen, die ganz oben landen, daran glauben, dass ihr Erfolg moralisch gerechtfertigt ist. In einer meritokratischen Gesellschaft heisst das, die Gewinner müssen glauben, dass sie ihren Erfolg aufgrund des eigenen Talents und harter Arbeit verdient haben.»

*Michael Sandel
Vom Ende des Gemeinwohls, 2020*

« Les sondages montrent clairement que nous sommes très préoccupés par les problèmes environnementaux : nous sentons tous que nous avons atteint un point critique pour omettre honnêtement la nécessité de nouveaux modes de vie.

En même temps, ces sondages indiquent que nous n'assumons guère lorsqu'il faut passer à l'acte. Nous restons passifs par confort ou par manque de conviction mais aussi parce que certaines innovations technologiques doivent être « associées » à des innovations sociales pour qu'enfin nous les adoptions. »

*Müfit Sabo et Daniel Dossenbach
Plus d'innovations ? Certainement, mais aussi sociales !,
in : Le Temps, 28 janvier 2021*

Publications et projets



ASSH

« Consommation (ir)responsable » : nouvelle série de manifestations

2021 est l'année du huitième cycle de manifestations coordonné par l'ASSH sous le label « La Suisse existe – La Suisse n'existe pas ». Pour cette nouvelle série, la thématique retenue se réfère au 12^e objectif de développement durable de l'Agenda 2030 de l'ONU, « consommation et production responsables ». L'appel à projets lancé par l'ASSH en automne dernier auprès de ses sociétés membres, entreprises, commissions et curatoriums a rencontré un joli succès. Un programme d'une dizaine de manifestations organisées par les institutions membres de l'Académie a ainsi pu être mis sur pied. Les événements de la série « Consommation (ir)responsable » auront lieu dans différentes régions linguistiques du pays et éclaireront la thématique sous des angles aussi divers que ceux de la sociologie, de l'économie et de la statistique, en passant par la sémiotique et la théorie de la culture. En outre, n'ayant pu avoir lieu comme prévu en 2020, plusieurs manifestations reportées du cycle précédent, consacré aux « Lieux de savoir », se tiendront en parallèle à cette nouvelle série. Reste à espérer que la pandémie ne chamboule pas, une fois encore, les projets des institutions organisatrices.

www.lasuissexistepas.ch

Kompetenzzentrum FORS

Data Access und Data Linking: Die Schweiz muss aufholen

Die Datenerhebung ist für Forschende ein langer, kostspieliger und fehleranfälliger Prozess. Dabei müssten viele Daten gar nicht mehr erhoben werden, weil digitalisierte Prozesse fortlaufend riesige Datenmengen generieren. Besonders wertvoll für die Forschung wären digitale Administrativdaten, die von Bund, Kantonen und Gemeinden ohnehin gesammelt werden – bezahlt mit Steuergeldern. Insbesondere die Verknüpfung administrativer und persönlicher Daten desselben Individuums («Data Linking») könnte entscheidende Forschungserkenntnisse ermöglichen.

Dem Zugang zu und Linking von digitalen Daten werden oft Datenschutz-Bedenken entgegengestellt. Dabei müsste dies kein «entweder – oder» sein: Klarere rechtliche und institutionelle Rahmenbedingungen könnten den Zugang zu Daten verbessern – und gleichzeitig den Datenschutz stärken. Zu diesem Schluss kommt der Bericht «Accessing and linking data for research in Switzerland» (29 Seiten), den das Kompetenzzentrum FORS und die Initiative linkhub.ch im Auftrag der SAGW und den Akademien der Wissenschaften Schweiz verfasst haben.

<https://linkhub.ch/de/bericht/>

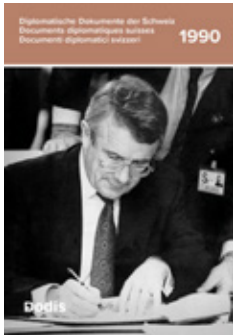


Académies suisses des sciences

Six priorités de recherche pour une Suisse durable

Quels sont les domaines de recherche prioritaires pour que la Suisse puisse atteindre ses objectifs en matière de durabilité ? Au cours des 18 derniers mois, le groupe de pilotage de l'Initiative pour la recherche sur le développement durable, lancée par les Académies suisses des sciences sous la direction de l'Académie suisse des sciences naturelles, a procédé à un échange intensif avec diverses parties prenantes de la science, du gouvernement, des ONG et du secteur privé. Le résultat de ces consultations est un livre blanc qui identifie six domaines dans lesquels des initiatives de recherche ciblées sont nécessaires, y compris provenant des sciences humaines et sociales.

Wueller, Gabriela et al. (2020) : Priority themes for Swiss sustainability research (Swiss Academies Reports 15,5), 52 p. <http://doi.org/10.5281/zenodo.4269609>



Documents diplomatiques suisses

Politique étrangère suisse en 1990

« La division de notre continent appartient au passé », proclame en novembre 1990 le Président de la Confédération Arnold Koller lors du sommet de Paris organisé par la Conférence sur la sécurité et la coopération en Europe. C'est ainsi que l'année 1990 s'inscrit sous le signe du changement européen, à la suite des bouleversements qui ont marqué l'année 1989. Et en plein milieu de ces changements se trouve la Suisse. Le nouveau volume des Documents diplomatiques suisses éclaire les développements majeurs des relations internationales de la Suisse en 1990 par des documents et des renvois vers d'autres sources ainsi qu'à des informations de la base de données en ligne Dodis.

www.dodis.ch/DDS-1990



Schweizerisches Idiotikon

Das Idiotikon: mehr als ein Wörterbuch

Bayrisch, Siebenbürgisch-Sächsisch, Schweizerdeutsch: Der Sammelband «Germanistische Dialektlexikographie zu Beginn des 21. Jahrhunderts», erschienen als Beiheft der Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, gibt einen Überblick über die Landschaft der deutschsprachigen Wörterbücher. Mit einem Beitrag vertreten ist auch das Schweizerische Idiotikon. Die Autoren Christoph Landolt und Tobias Roth liefern eine Einführung in Geschichte, Konzept und Struktur des Jahrhundertunternehmens Idiotikon – und loten dessen Potenzial für die Linguistik und die Kulturgeschichte aus. Denn die wissenschaftliche Exaktheit und historische Tiefe seiner Einträge mache das Idiotikon zu einer Fundgrube auch für etymologische, morphologische, syntaktische und kulturhistorische Fragestellungen.

Lenz, Alexandra N. und Philipp Stöckle (2021) : Germanistische Dialektlexikographie zu Beginn des 21. Jahrhunderts (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte 181), Stuttgart, 380 Seiten. <https://doi.org/10.25162/9783515129206>



Portail disciplinaire lang-lit.ch

Le défi du plurilinguisme

Quelle est l'importance des centres linguistiques universitaires en matière de politique linguistique ? Parlera-t-on bientôt seulement en anglais dans les universités ? Quelle contribution la recherche en linguistique peut-elle apporter aux débats publics et politiques sur le plurilinguisme ? Le dossier thématique « plurilinguisme » du portail disciplinaire lang-lit.ch traite des débats actuels sur le multilinguisme dans la Suisse quadrilingue et dans un monde de plus en plus globalisé, de ce que la recherche en sciences du langage peut apporter et offre une riche palette de ressources, telles qu'interviews vidéo, articles de presse et portraits de chercheurs et chercheuses. Le portail disciplinaire lang-lit.ch est un projet commun de plusieurs sociétés membres de l'ASSH.

www.lang-lit.ch

lìdatè

l'italiano
dal territorio



Osservatorio linguistico della Svizzera italiana

«Natel», «telefonino» o «cellulare»? Un progetto di Citizen Science sulla diversità della lingua italiana

Alcuni lo chiamano “tipp-ex”, altri “bianchetto”, c’è chi dice “cartellina”, e chi “mappetta”. Il progetto di Citizen Science “lìdatè” (acronimo per “l’italiano dal territorio” e corrisponde a “lì da te”, con l’accento tipico della pronuncia svizzera) si occupa della diversità della lingua italiana – in Italia come in Ticino e oltre Gottardo.

Il progetto si presenta giocoso: tramite un’app, gli interessati possono partecipare al sondaggio settimanale “Come lo dici?” ed esplorare su una mappa i propri risultati, confrontandoli con quelli degli altri partecipanti. Infatti, le varie mappe mostrano quali varianti vengono utilizzate più frequentemente nelle diverse regioni. L’approccio del progetto, dunque, non è normativo, ma intento a documentare l’italiano così come viene parlato oggi. Inoltre, ogni mese, un quiz sfida i partecipanti sulla loro conoscenza di vari temi legati alla lingua e presenta l’opportunità di vincere interessanti premi.

“lìdatè” ha quindi il triplice scopo di esplorare la varietà geografica attuale dell’italiano, promuovere la conoscenza e la riflessione sulla lingua e sottolineare la ricchezza linguistica dell’italiano. Il progetto è un’iniziativa dell’Osservatorio linguistico della Svizzera italiana ed è stato sviluppato insieme alla Scuola universitaria professionale della Svizzera italiana.

<http://www.lidate.ch/>

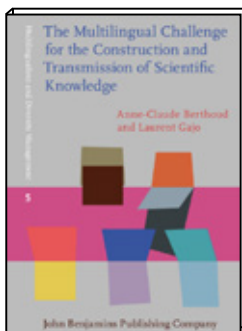
Gerontologie CH

Dans quelle mesure ma commune est-elle favorable aux aîné-e-s ?

Le vieillissement démographique lance un défi aux villes et aux communes dans l’organisation de leurs lieux de vie sociale. La nouvelle plateforme « Commune conviviale pour les personnes âgées » du Réseau pour la qualité de vie des personnes âgées Gerontologie CH offre de nombreux exemples de bonnes pratiques en plus de nombreuses connaissances de base sur la question.

La plateforme intègre également les résultats de l’étude « Environnements favorables aux personnes âgées en Suisse », publiée au début de l’année 2020 sur mandat de la « a+ Swiss Platform Ageing Society ». L’étude a notamment révélé que la majorité des communes n’ont jusqu’à présent pas offert aux seniors la possibilité de participer directement à l’élaboration de la politique de la vieillesse. La plateforme « Commune conviviale pour les personnes âgées » est conçue pour être participative et offre non seulement aux responsables municipaux mais aussi aux personnes âgées la possibilité d’évaluer la convivialité pour les seniors de leur propre commune sur la base d’exemples concrets.

www.altersfreundliche-gemeinde.ch



Le multilinguisme dans les sciences et l'illusion d'une communication universelle

Contrairement au monde des affaires ou de la culture, le multilinguisme reçoit peu d'attention dans le monde universitaire. Pourtant, il pourrait être un antidote à la diminution de la diversité des cultures scientifiques. Le livre « The Multilingual Challenge for the Construction and Transmission of Scientific Knowledge » de la linguiste Anne-Claude Berthoud et de son collègue Laurent Gajo examine la pratique scientifique et montre à quel point le multilinguisme peut accroître la qualité du travail scientifique.

Berthoud, Anne-Claude et Laurent Gajo (2020) : The Multilingual Challenge for the Construction and Transmission of Scientific Knowledge, Amsterdam, 158 p.
<https://doi.org/10.1075/mdm.5>



Swissfuture

Das Hoffnungsbarometer im Pandemie-Jahr 2020

Zum zwölften Mal in Folge hat Swissfuture im November 2020 in Zusammenarbeit mit der Universität St. Gallen, der Swiss Positive Psychology Association und der Tageszeitung 20 Minuten ein Hoffnungsbarometer erstellt. Mehr als 7000 Personen aus der deutsch-, französisch- und italienischsprachigen Schweiz nahmen an der zugrunde liegenden Online-Umfrage teil.

Das Barometer beschäftigt sich mit dem Umgang der Bevölkerung mit der Corona-Pandemie. Dabei wurde der Schwerpunkt auf die persönlichen und sozialen Ressourcen in der Krise gelegt und weniger auf die negativen Folgen. Das Ziel bestand darin, die vielfältigen Bewältigungsstrategien der Schweizer Bevölkerung im Umgang mit dem subjektiven Stressempfinden und die Bedeutung und Quellen von Hoffnung zu erforschen. Darüber hinaus konnten die Folgen im Zusammenhang mit dem sozialen und psychologischen Wohlbefinden und dem stressbedingten Wachstum ermittelt werden. Das Fazit lautet: Krisen können als Lebensprüfungen verstanden werden, die mitunter auch positive Veränderungen, Entwicklungen und persönliches Wachstum auslösen und dies bei einer Mehrheit der Bevölkerung auch getan haben.

www.swissfuture.ch/hoffnungsbarometer



Archäologie Schweiz

Ein Pionierwerk zur Kulturentwicklung in der Schweiz (1350–1850)

Mit «Archäologie der Zeit von 1350 bis 1850» legt Archäologie Schweiz ein Werk vor, das auch im internationalen Vergleich Pioniercharakter hat: Der reich bebilderte, zweisprachige Band zeichnet die Kulturentwicklung in der heutigen Schweiz von 1350 bis 1850 primär anhand ihrer materiellen Hinterlassenschaften nach. Einige Teile stützen sich auf publizierte Untersuchungen, andere auf die individuellen, mitunter unpublizierten Spezialkenntnisse der Beitragenden; manche Teile wurden eigens für diesen Band erarbeitet.

Thematische Kapitel stellen die verschiedenen Lebensbereiche vor: vom Verhältnis zur Umwelt bis zum Siedlungswesen, von der materiellen Kultur – Keramik, Bekleidung, Geräte, Geldgeschichte – bis zu religiösen Bauten. Ein Schlusskapitel zeichnet ein Gesamtbild der Zeit; epilogartig folgt eine Skizze zur Archäologie der Zeit nach 1850. Die gut Hundert für die Epoche wichtigsten Fundstellen und Objekte sind in einem Register zusammengestellt.

Mit diesem achten Band wird die von Archäologie Schweiz herausgegebene archäologische Handbuchreihe abgeschlossen.

Archäologie der Zeit von 1350 bis 1850 – L'archéologie de la période entre 1350 et 1850 – L'archeologia del periodo tra il 1350 ed il 1850 (SPM – Die Schweiz vom Paläolithikum bis zum Mittelalter – La Suisse du Paléolithique au Moyen-Âge – La Svizzera dal Paleolitico al Medioevo, Bd. VIII), 2020, 516 S., 212 Abb. (Projektleitung und Redaktion: Urs Niffeler).
www.archaeologie-schweiz.ch

75 Jahre SAGW

MAL

DENKEN

PENSER UN

MO(NU)MENT

Denkmäler in digitaler Interaktion

Die Diskussion um Denkmäler, die nicht mehr in die politische Landschaft passen, wird seit Langem mal mehr, mal weniger hitzig geführt. Sie verbleibt aber zumeist in Fach-Kreisen. Am 1. März hat die SAGW deshalb als Teil ihres Jubiläumsprogramms das interaktive Webprojekt «Mal Denken!» lanciert.

«Mal Denken!» greift die Debatte auf, die im Zuge der Black-Lives-Matter-Bewegung und den Frauenstreiks wieder aufgeflammt ist, und lädt zur Interaktion mit dem Thema «Denkmäler und Erinnerungskultur» auf verschiedenen Abstraktionsniveaus ein:

→ Denkmal-Spiel

Das digitale Kartenspiel eröffnet einen unterhaltsamen und niederschweligen Zugang zur Denkmal-Debatte. Die SpielerInnen können 24 Schweizer Denkmäler annehmen oder verwerfen und nach vier Kategorien bewerten. Die 24 Denkmäler sind über die ganze Schweiz verteilt, sie sind modern oder historisch, aus Granit oder Plastik und mehr oder weniger kontrovers.

→ Denkmal-Umfrage

Die TeilnehmerInnen der Online-Umfrage äussern sich dazu, wie sie Denkmäler wahrnehmen, welchen Nutzen und Bedeutung sie heutzutage haben, wie mit kontroversen Denkmälern umgegangen werden und wer über Denkmäler entscheiden sollte. Die Resultate werden mit den Daten aus dem Spiel in Beziehung gesetzt, ausgewertet und öffentlich zugänglich gemacht.

→ Denkmal-Wettbewerb

Durch den Wettbewerb können die TeilnehmerInnen einen konstruktiven und kreativen Beitrag zur Debatte leisten. Die Beiträge werden von einer Jury – der Begleitgruppe des Projekts – ausgewertet. Der Wettbewerb findet ab Mai 2021 statt.



Um mitzumachen,
gehen Sie auf
denk-mal-denken.ch

Das letzte Wort

Toll, ein anderer macht's! Konflikte über Autorschaft

Justus Rathmann

Für junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sind Publikationen und Sichtbarkeit das Fundament ihrer Karriere. Der Erfolg ihres wissenschaftlichen Werdegangs hängt dabei massgeblich von der Zahl der Publikationen zu Beginn der Karriere ab.

Die Zahl der Publikationen pro Person steigt in allen Disziplinen ständig an – und damit auch der Druck mitzuhalten. Um eine solche Produktivität zu erreichen, findet Forschungsarbeit immer häufiger in immer grösseren Teams statt. Gleichzeitig werden Forschungsteams internationaler und interdisziplinärer, was wiederum höhere Produktivität und grösseren Impact verspricht. Als nicht-intendierter Nebeneffekt steigt jedoch auch das Konfliktpotenzial, weil Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler mit verschiedenen Normen, Arbeitsweisen und Vorstellungen aufeinandertreffen.

Nachwuchsforschende sitzen oft am kürzeren Hebel

Eine Analyse der Daten des «Zurich Survey of Academics», für die über 15 000 Forscher und Forscherinnen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz befragt wurden, zeigt, dass gerade Nachwuchsforschende häufig von Konflikten über Autorschaft berichten. Zudem empfinden sie solche Konflikte auch als deutlich belastender als ihre erfahreneren Kolleginnen und Kollegen. Bei Wissenschaftlerinnen verstärken sich diese Effekte zusätzlich. Diese Befunde sind beunruhigend: Frauen verlassen das Wissenschaftssystem häufiger als Männer; Konflikte über Autorschaften könnten mit ein Grund für diese sogenannte «Leaky Pipeline» sein.

Junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sitzen im Vergleich zu ihren erfahreneren Co-Autoren, zu denen sie oft in hierarchischer und wissenschaftlicher Abhängigkeit stehen, am kürzeren Hebel. Hinzu kommt, dass eine einzelne Publikation für sie oft deutlich wichtiger ist als für ihre erfahrenen Kolleginnen, die schon mehr publiziert haben.

Konflikte im Keim ersticken

Doch auch junge Autorinnen und Autoren sind in der Bringschuld: Konflikte müssen offen angesprochen und Hilfsangebote wie die Mediation durch Ombudspersonen, die von vielen Universitäten angeboten werden, müssen auch wahrgenommen werden – was leider zu selten passiert.

Diverse Fachzeitschriften und wissenschaftliche Institutionen haben mittlerweile Richtlinien aufgestellt und bieten Konfliktlösungsangebote. Das reicht jedoch nicht aus. Damit Nachwuchsforschende die Wissenschaft nicht aufgrund von Konflikten verlassen, braucht es eine stärkere Sensibilisierung für dieses Thema. Ein möglicher Ansatz wären sogenannte «wissenschaftliche Eheverträge», wie sie in den USA die Ombudspersonen der «National Institutes of Health» vorgeschlagen haben: Wenn allen Co-Autorinnen und -Autoren von Anfang an klar ist, wer welche Aufgaben hat, in welchem Zeitraum diese zu erledigen sind und wer in welcher Reihenfolge aufgeführt wird, lassen sich viele Konflikte schon im Keim ersticken. Damit bleibt dann allen mehr Zeit für das Wichtigste: Forschen!

●
In der Rubrik «Das letzte Wort» schreiben junge Forscherinnen und Forscher über das Wissenschaftssystem und die Geistes- und Sozialwissenschaften. Der Autor nominiert für die nächste Ausgabe eine Person, deren Text er gerne lesen möchte. Nominiert für die Ausgabe 2/2021 ist: Michael Reiss, Universität Zürich.

Zum Autor

Justus Rathmann ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am soziologischen Institut der Universität Zürich. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Wissenschaftsforschung, Bibliometrie und quantitativen Methoden der empirischen Sozialwissenschaften.



Impressum

Bulletin 27,1, April 2021.

Das Bulletin kann auf der Website der SAGW kostenlos abonniert werden.

Auflage

2600

Redaktion

Heinz Nauer, Fabienne Jan, unter Mitarbeit von Christina Graf und Howald Biberstein (Bildessay).

Bilder

- Titelbild: © missdike / photocase.de
Seite 4: © Julia Trachsel
Seite 6: Schweizerisches Sozialarchiv, Gertrud Vogler
Seite 8: CC0 Public Domain
Seite 9: Archiv SAGW
Seite 13 oben: © Martin Mejia
Seite 15: Martina Janochová (www.pixabay.com)
Seite 17: Josef Frühwirth, CC BY-SA 3.0, <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0>, via Wikimedia Commons
Seite 18: © Z2sam / photocase.de
Seite 25 oben: CC0 Public Domain
Seite 25 unten: © Gilles Nikles
Seite 26: © Gilles Nikles
Seite 27: © Julius Hatt
Seite 29 links: Mattes, CC BY 2.0 DE, Wikimedia Commons
Seite 29 rechts: © Silvia Schönenberger
Seite 31 oben: © Education Images/ UIG via Getty Images
Seite 31 unten: © 2021 Meredith Bergmann
Seite 32: www.bastardilla.org
Seite 41: D'après Baumer, Lorenz E. et François Wibl  (2014): La beauté du corps dans l'Antiquité grecque   Martigny-la-Romaine, in: Jenkins, Ian et Victoria Turner ( ds.): La beauté du corps dans l'Antiquité grecque, catalogue d'exposition, en collaboration avec le British Museum, Londres. Fondation Pierre Gianadda, Martigny, pp. 339-371: 344 fig. E.
Seite 42 oben: © José Luiz Bernardes Ribeiro / CC BY-SA 3.0
Seite 42 unten: © Flore Higelin, Nyon
Seite 46 oben: Nachrichtenagentur des «Islamischen Staates», veröffentlicht am 11.4.2015.
Seite 46 unten: Nachrichtenagentur des «Islamischen Staates», veröffentlicht am 26.2.2015
Seite 47: Zeichnungen aus: Paul- mile Botta et Eugène Flandin, Monument de Ninive, 5 volumes, Paris 1849-1850
Seite 48: British Museum
Seite 50, 51, 54: © Florian Wegelin
Seite 60, 61: © Larissa Hugentobler

Gestaltung

Howald Biberstein, Basel

Druck

rubmedia AG, Wabern / Bern

DOI

10.5281/zenodo.4638211



Dies ist eine Open-Access-Publikation, lizenziert unter der Lizenz Creative Commons Attribution. Der Inhalt dieser Publikation darf demnach uneingeschränkt und in allen Formen genutzt, geteilt und wiedergegeben werden, solange der Urheber und die Quelle angemessen angegeben werden. Das Verwertungsrecht bleibt bei den Autorinnen und Autoren der Artikel. Sie gewähren Dritten das Recht, den Artikel gemäss der Creative-Commons-Lizenzvereinbarung zu verwenden, zu reproduzieren und weiterzugeben. Autorinnen und Autoren wird empfohlen, ihre Daten in Repositorien zu veröffentlichen.

Wir legen Wert auf eine nachhaltige Produktion.

Gedruckt wird mit Strom aus Wasserkraft. Die Farbe ist frei von Mineralöl, potenziell toxischen Metalltrocknern, ist energiesparend und besitzt das Gold-Zertifikat Cradle-to-Cradle. Das Recyclingpapier Refutura ist nach dem Standard «Blauer Engel» zertifiziert. Die Folie für die Verpackung enthält kein Plastik, sondern wird aus Kartoffelschalenst rke gefertigt, welche als Abfallprodukt bei der Pommes-frites-Produktion entsteht.

printed in
switzerland





ISSN 1420-6560